

# VERBODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Ein Pfarrhaus in Mark Brandenburg. Novelle von George Hefekiel (mit Illustrationen von Kleinmichel und Siemering). — Gothisch? Renaissance? Rococo? Von Freiherrn E. von Vibra. (Fortsetzung, mit Illustrationen von B. Grot Johann). — Frost im Leid. Von Ludwig Pietich (zu dem gleichnamigen Bilde von E. von Köppler). — Romane für Klavier. Von August Conradi. — Die Dame ohne Herz. Roman von Karl Heigel (Fortsetzung, mit Titelvignette von J. Simmler). — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Räthsel. — Modenbild nebst Beschreibung. — Correspondenz.

## Ein Pfarrhaus in Mark Brandenburg.

Novelle von George Hefekiel.

(Mit Illustrationen von J. Kleinmichel und Siemering.)

### I.

Pfingsten ist das liebliche Fest, wenn's auch in Mark Brandenburg und anderen norddeutschen Landen um die Pfingstzeit oft noch rauh und sehr unlieblich weht, aber, wer sich's noch erinnert, das Pfingstfest von 1832 war ganz besonders schön und erquicklich warm. Das alte stille Land Brandenburg zwischen Elbe und Oder hatte sein grünes Sommerkleid schon angelegt und zeigte sich in seinem bescheidenen Schmuck festlich heiter.

Am Sonnabende vor diesem Pfingstfeste war's, schon in später Nachmittagsstunde, als zwei Jünglinge, schlicht, aber wohlgekleidet, mit blauen Mützen und gefährlichen Knotenstöcken, kleine Tornister auf dem Rücken, auf einem sonnigen Sandpfade daher kamen, der in allerlei Krümmungen durch ein Kieferngehölz mit eingeprengten Birken führte.

Die beiden Primaner von Wittenberg waren müde; sie waren heute schon durch etliche Dörfer gekommen, in denen es höchst lockend nach frühem Kuchen duftete, und die Pfingstsonne war fast zu zärtlich mit den jungen Wandervern gegangen; diese Müdigkeit aber gab sich nicht etwa im verkürzten Schritt kund, das litt die junge Ehre nicht, sondern nur in einer gewissen Gleichgültigkeit, mit der sie an allerlei Dingen vorübergingen, die am Morgen ihre helle Freude erregt und selbst um Mittag noch wenigstens ihre Aufmerksamkeit gefesselt hatten.

Unbeachtet blieb die Krähe, die auf einem Zweige stand und sich das Ansehen gab, als bemerkte sie die Wanderer nicht; unbeachtet nicht ein sehr schönes Exemplar der kleinen blauen Glockenblume ihnen freundlich von einem Steinhaufen zu; unbeachtet blieb selbst die Blindschleiche, die leise raschelnd tiefer ins Holz fuhr.

Erit eine alte, sonderbar verkrüppelte Weide, die zwei einzelne Zweige über sich in die Luft streckte und genau so aussah, als wolle sie sich kopfüber in den Sumpf stürzen, an dessen Rande sie stand, brach die müde Gleichgültigkeit der jungen Gelehrten.

Der Größere der Beiden, Ludolf Brommeis hieß er mit Namen, stand still und brach in ein herzliches Lachen über die

wunderliche Baumgestaltung aus; sein Genosse lachte gefällig mit, obwohl ihn der Baum, den er von Kindheit auf kannte, nicht sehr reizte.

„Warte, einen Augenblick, Kugel,“ rief Brommeis lachend, „ich muß sehen, wie sich der närrische Kerl kopfüber ins Wasser stürzt, ich wette, der Kerl taucht wie eine Ente!“

„Da kannst Du lange warten, Brummeisen,“ entgegnete Leonhard Kugler belustigt, „der Kerl hat keine Courage, der steht schon manches Jahr da, und will immer springen, traut sich aber nicht, ist wasserföhen!“

„Er wartet nur auf das Springbrett,“ rief Brommeis, zog

hier aber hatte auch wohl die Körpergestalt mitgeholfen, denn Leonhard Kugler war wirklich ein kleiner kugelförmiger Junge gewesen und fing erst jetzt an, sich etwas zu strecken; das gute, sanfte Gesicht verrieth sein ganzes Wesen, gefällig und treuherzig, das Wohlwollen und die Bescheidenheit selbst.

Er war entzückt von dem Bildchen, aber er bewunderte eigentlich Alles, was sein begabter Freund that, am meisten freilich dessen hebräische Kenntnisse; im Hebräischen hatte das Brummeisen ziemlich eben so viel los wie der May, so lautete das Urtheil der Commilitonen, und May war der höchst unehrerbietige Spitzname des feinsten Magisters Wäpke, der den hebräischen Unterricht in Wittenberg ertheilte.

„In einer Viertelstunde kommen wir an den See,“ bemerkte Leonhard jetzt, „und dann ist's nur noch ein Razensprung bis ins Dorf, die Mädchen werden uns wohl entgegen kommen!“ Unwillkürlich beschleunigte der Jüngling seine Schritte, das Vaterhaus zog ihn kräftig an. Ihm wurde warm ums Herz, froh und heiter plauderte er; freilich war er eine elternlose Waise, aber Pastor Brommbach, sein Oheim und Pathe, hatte ihn als Kind in sein Haus genommen, und er wußte wohl, daß er ins Vaterhaus zu liebenden Eltern und Geschwistern kam. In seiner Freude bemerkte er gar nicht, daß sein Freund ganz still schwieg.

Dem armen Brummeisen war nicht wohl zu Muth; der stolze Junge war nämlich schüchtern und so sehr er sich auf die Pfingstreise gefreut und auf den Besuch des Pfarrhauses in Mark Brandenburg, zu welcher ihn, auf Leonhard's Bitte, Pastor Brommbach durch einige freundliche lateinische Zeilen eingeladen, ebenso sehr sehnte er sich jetzt doch nach Wittenberg zurück. Ludolf Brommeis war ein geborner Wittenberger, aber sein Vater war kürzlich aus Wittenberg nach dem Rhein verjagt und hatte den Sohn, der zu Michaelis valediciren und dann in Halle Theologie studiren wollte, auf seiner Schule gelassen.

Da traten sie aus dem Walde; mit einem Rufe des Erstaunens, ja der Bewunderung, begrüßte Brommeis das liebliche märkische Landschaftsbild. Ein tiefblauer See, von funkelndem Abendsonnengold durchleuchtet, ein grüner Kiefernfranzweich darum gelegt, am Ufer blühende Sandflächen, dann aus Obstbäumen und Pappeln aufragend ein spitzer Kirchturm, die Lage des Dorfes anzeigend, und den Wanderern fast gegenüber mitten zwischen Bäumen ein breites Schloß mit weißen Mauern und rothem Dach

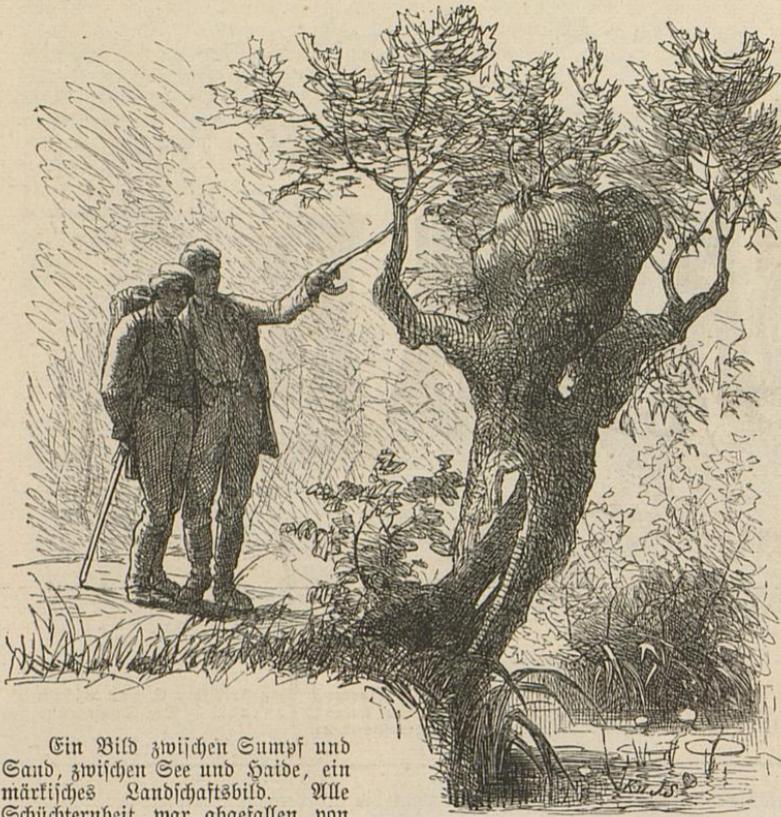


Ein Pfarrhaus in Mark Brandenburg.

Zeichnung von Kleinmichel.

eine kleine rothe Brieftasche hervor und hatte mit einigen flüchtigen Strichen den wunderlichen Baum gezeichnet: „so, jetzt ist dem armen Kerl geholfen, er braucht nicht ins Wasser zu springen und ist doch unsterblich!“

Der Jüngling sagte das scherzend, aber nicht ohne merkbares Selbstgefühl. Der hochaufgeschossene, dabei breitbrüstige Bursche mit dem hübschen Munde hatte in seinem sonnenverbrannten Gesicht einen trotzig und muthigen Ausdruck, in seinen dunkelbraunen Augen aber einen freundlichen, warmen Blick. Der Spitzname Brummeisen bezog sich nicht auf seine Eigenschaften, sondern war nur eine höchst billige Veränderung seines Namens. Eine solche hatte auch den Namen seines Gefährten Kugler in Kugel verkürzt,



Ein Bild zwischen Sumpf und Sand, zwischen See und Haide, ein märkisches Landschaftsbild. Alle Schüchternheit war abgefallen von der Seele des jungen Ludolf, er stand und staunte, denn er sah mit Dichteraugen, mit Künstleraugen.

Leonhard Kugler stand auch und sah, aber die anmuthige Landschaft sah er nicht, seine Augen suchten voll Liebe nur die Stätten, an welche sich für ihn Erinnerungen knüpften.

Plötzlich stieß er einen lauten Freudenschrei aus, er jubelte: „Kraushaar und die Kleine!“ dann stürzte er in vollem Rennen die sandige Straße hinunter, ohne an seinen Freund zu denken.

Das Brummeisen würde bei jeder andern Gelegenheit nicht unterlassen haben, witzelnd zu bemerken: „da fliegt die Kugel wie ein Pfeil davon!“ denn auf solchen Witzgelegenheiten beruhete zum Theil sein Ansehen in der Classe, jetzt aber fiel die Schüchternheit wieder wie Bergeslast über ihn, und mutlos flüsterte er: „Kraushaar und die Kleine!“ als sei das etwas ganz Schreckliches.

Die Kugel war fort, sie war hinter etlichen Büschen am Ufer des Sees verschwunden, und Brummeis war nicht übel geneigt, das Hasenpanier zu ergreifen. Er wendete sich wirklich um, da fand er, daß ihm der Weg abgeschnitten war, denn ein junges Mädchen kam raschen Schrittes daher, blond und blauäugig, mit einem guten, sanften Gesichtchen, das jetzt vom raschen Gange hoch geröthet war. Ohne Verlegenheit trat sie auf den Flüchtling zu, reichte ihm eine kleine, aber durchaus nicht geschonte Hand und sprach mit klarer, ruhiger Stimme: „Seien Sie willkommen in Laacke, Herr Brummeis, ich bin Wilhelmine Brummbach; so habe ich doch meine Wette nicht ganz verloren, denn ich habe unseren Gast zuerst begrüßt; meine Schwestern sind unten am See gegangen, wahrscheinlich hat sie Leo gesehen und ist ihnen entgegengefahren.“

Das ruhige sanfte Wesen der Pfarrerstochter von Laacke verschonte sofort den Ath der Schüchternheit, und ganz muthig antwortete Brummeis: „Ich weiß von Nichts, Fräulein, Kugler rief mit lauter Stimme: Kraushaar und die Kleine! Dann aber war er verschwunden wie durch Zauberei.“

„Da kommen sie,“ sagte Wilhelmine lächelnd. „Kraushaar ist nämlich meine ältere Schwester Friederike, weil ihr Haar eben so kraus ist wie das meine schlicht, und Louise ist die Kleine!“

Sie gingen nun Beide den Dreien entgegen. Friederike, oder Wilhelmine, oder Louise hießen damals so ziemlich alle Pfarrtöchter in Mark Brandenburg; damals hatten die Friederiken entschieden die Majorität, und noch lange hat der große Friederich auch im Taufregister geherrscht; seit den letzten Jahren aber ist in der Erbsamädchenschaft Wilhelmine ohne Zweifel zur Majorität gekommen; Louise hat trotz der edeln Königin, der lieblichen Elisabeth weichen müssen. In Mark Brandenburg behauptet sich der Kalender- und der patriotische Name noch immer siegreich gegen die Fluth der prunkenden Namen aus dem Roman und vom Theater.

Die Begegnung mit den beiden anderen Pfarrtöchtern hatte keinen neuen Anfall von Schüchternheit bei Freund Brummeis zu Folge; die Begrüßung war schlicht und freundlich, obwohl der Jüngling sehr wohl bemerkte, daß Kraushaar sich etwas förmlicher, spröder, zurückhaltender zeigte, als die sanfte Wilhelmine; ihr krauses Lockenhaar aber stand ihr ganz allerliebste. Die Kleine, ein vollendeter Bacchus, edig und knochig, war auf dem kurzen Wege bis zum Dorfe drei- oder viermal aus der blödesten Sprödigkeit in die vertraulichste Herablassung verfallen, in der sie dem Gaste verrathen, daß sein Spitzname Brummeis sei und daß sie den Hahn auf dem Hofe immer Brummeis nenne, weil Leo gesagt habe: „Brummeis ist der Hauptfahn auf der ganzen Schule, selbst Deutner kommt nicht gegen ihn auf, obwohl der im Griechischen höllisch was los hat!“ Nach diesem letzten Bekenntniß aber schämte sich Bacchuslein so sehr, daß es davon schoß und zunächst nicht wieder zum Vorschein kam.

So gelangte Brummeis, immer am Ufer des Sees hin, bei lieblicher Abendkühle von den beiden freundlichen Pfarrtöchtern geleitet, heiter plaudernd ans Dorf; denn gleich nach Louise war auch die Kugel wieder verschwunden, weil er gehört, daß der Vater in seiner Baumschule sei. Der Pastor war durch seine Baumschule weithin berühmt.

Die Kirche lag mit ihrem Kirchhof mitten in der breiten Dorfstraße; es war ein altes, sehr stattliches Gebäude in Kreuzform, der Sage nach die Kirche einer Tempelordens-Commende; die kleinen Grabhügel lagen im dichten Grün, das selbst die Kreuze hier und da überwuchs, und der Stamm der niedern Mauer, die den Kirchhof umfriedete, war gar anmuthig mit Hauslauch und andern schlichten Gewächsen bekleidet. Hier kam der Pastor aus der nahen Baumschule hastigen Schrittes seinem Gaste entgegen; ein kleiner Mann, der in seinem blauen Fuhrmannskittel eben nicht sehr geistlich ausah, aber doch nicht ohne Würde war, als

er seine schwarze Ledermütze von dem kahlen Scheitel zog und mit voller klingender Stimme den jungen Gast willkommen hieß, ihm die Hand mit festem Druck auf die Schulter legte und ihm mit den kleinen, scharf blitzenden, hellen Augen eine ziemliche Weile forschend in das erröthende Antlitz sah.

„Ei, Du bist mir sehr willkommen, mein Sohn,“ jagte er dann, sichtlich erfreut über das Ergebniß seiner Musterung und über den offenen Blick des Jünglings, „Du hast gewaltige Gliedmaßen und ein trotzig Antlitz, aber es ist kein verzagt Herz, was da aus den Augen blickt, und wenn unser Herrgott seinen Segen gibt, wirst Du unserer geistlichen Ritterschaft keine Schande machen, der Du Dein Leben widmen willst, wie uns Dein Freund Leo erzählt hat.“

Damit nahm der wadere Alte den jungen Gast vertraulich unter den Arm und schritt mit ihm dem Pfarrhause zu, das auf der andern Seite der Dorfstraße lag, nur durch Kirche und Kirchhof von der Baumschule getrennt.

Die beiden Mädchen blickten einander lächelnd an; es schien ihnen zu gefallen, daß dieser junge Herr Brummeis dem Vater zusagte, der ihn auf der Stelle mit dem vertraulichen Du begrüßt und ihm so lebhaft zugesprochen; das war nämlich des Vaters Art sonst gar nicht, und den Freunden, die Leo sonst mit in die Ferien gebracht, war er sicher sehr zurückhaltend erschienen.

Das Pfarrhaus hatte auch sein Pfingstkleid schon angelegt, und unter den Maizen, den stattlichen Birken, welche das alte Sandsteinportal fast verdeckten, erschien an Leo's Hand die Pfarrfrau, eine schlanke, hohe Gestalt, der man trotz der Jahre noch immer ansah, daß sie einst eine Schönheit gewesen. Mit klugen, aber milden Augen musterte sie schon von ferne den Gast, hieß ihn mit freundlichen Worten willkommen und führte ihn in den gewölbten Flurgang, in dem es würzig nach Kalmus und frischem Laub duftete.

Nachdem sich die beiden Jünglinge in einem kleinen Zimmer, eine Treppe hoch am Ende eines langen Ganges, vom Reijestaub befreit, fanden sie die Familie wieder in der großen Wohnstube zu ebener Erde, aus der eine offene Thür in den schlichten, aber wohlgehaltenen Hausgarten blickte ließ. Der Tisch stand schon gedeckt.

„Ich kann Dir leider keinen Ehrenplatz an meinem Tisch anweisen, mein Sohn,“ rief der Pastor heiter dem jungen Gaste zu, indem er sich an seinen hochlehnigen Stuhl stellte, „denn an der Herzensseite habe ich meine Frau nun schon so lange, daß sie da angewachsen ist, und von meiner Rechten läßt sich Kraushaar, als älteste Tochter, nicht vertreiben, auch Leo wird sich heute wenigstens gewiß nicht bereist finden lassen. Der seinen Platz neben der Mutter abzutreten, siehe selbst zu, wo Du unterkommst!“

Fast wäre Brummeis wieder verlegen geworden, aber im selben Augenblicke faßte Wilhelmine seine Hand, führte ihn ruhig zu dem Stuhl neben ihrer Schwester und sagte sanft: „Neben Kraushaar soll unser Leo Freund sitzen, und wo der Gast sitzt, ist immer ein Ehrenplatz!“

„Sieh mal an,“ lachte der Pfarrherr, „hast Deinem Vater eine hübsche Lection ertheilt, Mädchen! Und den Krug, aus dem der selbige Pastor Trübichum immer getrunken, hast Du dem Gaste hingestellt, Alles im voraus abgemacht von der Hausweisheit. Nun, Kinder, laßt uns Gott um seinen Segen bitten!“

Die Kleine, welche auf der anderen Seite neben Brummeis saß, sprach ein kurzes Gebet, darauf aber machten sie sich frisch und fröhlich an die sehr einfache, aber reichliche Abendmahlzeit.

Die Unterhaltung war bald sehr belebt, und Ludolf Brummeis glänzte durch eine höchst poetische Schilderung der Reiseabenteuer von Wittenberg bis nach Laacke und war so wenig schüchtern, daß er die Schüchternheit sehr gut schilderte, die ihn befallen, als Leo von dem wunderlichen Weidenbaum an, so sehr durch die Heimath aufgeregt geworden, die Schüchternheit hatte aber ihren Gipfel erreicht, als er sich plötzlich auf dem Sandweg allein gesehen; in seiner Feigheit sei er fast schon entschlossen gewesen zu flüchten, da aber habe plötzlich eine Nymphe des Hains, der Unsterblichen Eine, vor ihm gestanden und, zu seinem Heil, durch ihr gültiges: Willkommen! ihm den Fluchtweg abgeschnitten.

Dieser Schluß namentlich fand großen Beifall, wenn auch vielleicht der Pfarrer allein begriff, daß es nur wieder die Furcht vor seiner Schüchternheit war, welche den Jüngling bewog, dieses offene Geständniß seiner Schüchternheit abzulegen, was ihm sauer genug wurde.

Es versteht sich, daß Wilhelmine von ihren Geschwistern arg geneckt wurde als Nymphe des Hains, aber sie nahm es mit freundlichem Gleichmuth hin und meinte nur in ihrer ruhigen Weise, daß sich eine ganz christliche Pfarrerstochter sehr wohl neben einer heidnischen Halbgöttin sehen lassen könne, wofür ihr die Mutter zärtlich zurückte. Auf Leo's lautes Verlangen mußte Brummeis seine rothe Brieftasche hervorholen und die Zeichnung der verkrüppelten Weide zeigen, womit er große Freude erregte, wenn auch keines etwas von dem bedeutenden Talent ahnte, welches gerade diese kede, mit flüchtigen Strichen hingeworfene Zeichnung verrieth. Der Jüngling fühlte sich so glücklich in dem warmen Hauch der Familie, der ihn umwehete, daß er sich, sehr zu seinem Vortheil, ganz so gab wie er war. Nur die Kleine blickte ihn mit einem gewissen Mißtrauen an; sie wußte nicht, was ihr an ihm nicht gefiel, aber sie war sicher, daß er ihr lange nicht so gut gefiel, als ihren Eltern und Schwestern.

Dem Bacchuschen war's nicht klar, aber sie sah durch den Gast ihren geliebten Leo, ihren verehrten „großen“ Bruder etwas in Schatten gestellt, und das war's, was sie dem Jüngling abgeneigt machte. Der „große“ Bruder ist eigentlich der erste Geliebte des kleinen Mädchens, in gewissen Jahren ist er ihr eigentlich das Höchste, und sie wacht über ihn mit wirklicher Eifersucht.

Als sich der Pfarrer nach Tisch seine Pfeife ansteckte, während die jungen Leute unter sich plauderten, sagte er zu seiner Frau: „Das ist ein Nachtjunge, Fetzchen, aus dem wird ein tüchtiger Mann der Wissenschaft und Kirche!“

„Auch ist er sehr gut erzogen!“ setzte Fetzchen bestätigend hinzu.

Die Pfarrfrau war eines Pfarrers Tochter aus Dranienburg und hieß zu Ehren der frommen Dranierin, der Gemahlin des großen Kurfürsten, Louise Henriette.

„Nun, altes Brummeisen,“ fragte Leo, als er mit seinem Freunde allein in dem Schlafstübchen war, höchst treuherzig, „welche von meinen Mädchen gefällt Dir am besten?“

„Kraushaar!“ entgegnete Brummeis aufrichtig und wurde sehr roth dabei.

„Sonderbar,“ meinte die Kugel betroffen, aber sehr erfreut, „ich glaube, die sanfte Mine gefiele Dir mehr, mit Kraushaar hast Du ja kaum geredet!“

„Eben darum!“ versetzte das arme Brummeisen und wendete sich ab. Der Jüngling war verlegen, er war verliebt, aber er wußte es selbst noch nicht. Das junge Herz regte sich zum ersten Male.

II.

Das Pfarrhaus zu Laacke war ein alter, weitläufiger Steinbau, auch ein Rest der alten Tempel-Commune, den der General von Beshefer, der damalige Patron der Kirche und Besitzer des Ritterguts, zur Pfarrwohnung eingerichtet und geschenkt hatte, als vor etwa hundert Jahren das alte Pfarrhaus abbrannte. Auf der andern Seite der Kirche drüben in der Dorfstraße hatte das abgebrannte Pfarrhaus gestanden, da wo Pastor Brummbach jetzt seine geliebte Baumschule hatte.

Dieser schwerfällige Steinbau lag mit seiner ganz schlichten Fronte, die nur ein Erdgeschloß hatte, nach der Kirche, streckte aber einen Flügel, der ein Stock aufgesetzt hatte und reich verziert war, dem See gegenüber rückwärts leise hügelan. Mit diesen beiden Gebäuden bildeten Ställe und Scheunen einen räumlichen regelmäßig viereckigen Hof, in dessen Mitte ein Brunnlein seine klare Welle in einen hölzernen Trog schoß, der unter einem schattigen Kastanienbaum überfloß und auf kieselgem Boden für Garten und Hühner eine feuchte kleine Welt bildete. Der Pfarrgarten lag auf der anderen Seite der Scheunen, ganz davon getrennt.

Hinter der Pfarre stand das Schloß, welches sein offenes Viereck auf der anderen Seite nach der Landstraße zu öffnete und mit der Pfarre rechts und links von einem parkartigen Schloßgarten umgeben war. Dieser Garten, reich an schönen alten Bäumen, zerfiel in zwei Theile, welche aber durch einen gepflasterten Weg mit einander in Verbindung standen, der zwischen Schloß und Pfarre hindurch lief, so daß er auf der unteren Seite durch die Mauer des Pfarrgartens und die Ställe begrenzt war, während er auf der oberen Seite nur die Rückwand des Mittelbaus vom Schlosse zur Grenze hatte. Dieser Weg, der wohl für den Fall einer Feuersbrunst angelegt war, wurde oben und unten durch ein Thor geschlossen und bot einen ungemein öden und traurigen Anblick. Raum hatte er genug, aber überall von hohen Mauern eingeschlossen, entbehrte er der Sonne, und nur spärlich sproßten einzelne Halme zwischen den Steinen. Die wenigen Fenster, welche sich auf der Rückwand des Schloßes befanden, waren sämmtlich mit Holzläden geblendet, so daß man eigentlich nur durch ein einziges Giebelfenster des Seitensügelns am Pfarrhause in den öden Raum blicken konnte.

Als Ludolf Brummeis nun an jenem Pfingstsonntag Morgen erwachte und sich häufig aufsteht in dem blüthenweißen Bette, lächelte sein trotziges Antlitz so anmuthig, wie eben ein Jünglingsgesicht lächelt, wenn ein lieblicher Jugendtraum noch nicht ganz verfliegen. Ludolf lächelte der Sonne zu, die ihre warmen Strahlen ihm bis zum Bette wie einen goldenen Gruß entgegenstreckte; er winkte mit der Hand dem Morgenwind entgegen, der ihm den Blüthenduft durch das offene Fenster trieb. Er feierte die Morgenstunden eines jungen Poeten, der sich seiner Dichterkraft im Schaffen wie im Genießen noch nicht ganz bewußt ist. Nur langsam fielen die weichen Bande des Traumzaubers von ihm ab; vergänglich suchte er sie zu halten, es war ihm gar zu wohl in diesen Banden gewesen, aber in einzelne Blumen lösten sich die Gewinde auf, und die Blumen flogen als bunte Schmetterlinge davon.

Mit einem Seufzer sprang der Jüngling von seinem Lager auf und eilte zu dem offenen Fenster; er sah rechts in die Wipfel der grünen Linden und der Kastanien mit ihren weißen Blütenkerzen, die fast bis zum Fenster reichten; vor sich hatte er die von der Sonne mattröth angeleuchtete Rückseite des Schloßes und unter sich blickte er in den öden, schattigen Gang, von dem wir schon gesprochen.

Mit mächtigen Odemzügen sog der junge Mensch die würzige Morgenluft ein; ihm war zu Muth, als müsse er einen lauten, gewaltigen Freudenschrei ausstoßen, einen Jauchzer, wie ihn das Bergvolk hören läßt, wenn es eine hohe Klippe erstiegen hat und das Thal zu seinen Füßen liegen sieht. Schon setzte er an dazu, er rief die ganze Kraft seiner Lungen auf, da zuckte er plötzlich zusammen, der Jauchzer wurde ganz von selbst zu einem schweren Seufzer, und mit einem Ausdruck von Schmerz und Schreck neigte er sein Antlitz nieder, um mit scharfem Blick in die Tiefe zu spähen.

Dort unten in dem gepflasterten Gang ging eine Gestalt langsam hin, eine hohe, aber tiefgebogene Mannsgestalt, nicht nur der Rücken war gebeugt, wie der eines überbürdeten Lastträgers, sondern auch der Kopf war vorwärts so tief geneigt, daß das Kinn die Brust berühren mußte. Das Antlitz vermochte Ludolf nicht zu sehen, er sah nur das lange schlohweiße Haar, welches das geneigte Haupt lang herabfallend wie eine Mähne umwallte. Mit langsamen, müden, schweren Schritten trat der Mann auf dem Pflaster her, auf einen Stab gestützt, der eine metallene Zwinge haben mußte, denn Ludolf hörte ihr leises Klirren an den Steinen. Mit einem langen grauen Rock war der einsame Mann dort unten bekleidet; ohne das Haupt auch nur einmal zu erheben, ging er auf und ab in dem Gang, von einem Thor bis zum andern und dann ebenso wieder zurück.

Einen fast gespenstischen Eindruck machte diese Erscheinung auf den guten jungen Gesellen, trotz des lieblichen Morgenscheins und des Blüthendufts; es trat ihm kalt an die Seele das Gefühl eines großen Unglücks, eines schweren Leidens, das da unten in dem öden Gange haufte, Wand an Wand mit Glück und Sonne, mit Liebe und Frühling, und doch durch weite Fernen von Friede und Freude getrennt.

Der Anblick quälte das warme, junge Dichterherz; es fühlte zum ersten Male die Qualen, die nur Frauen und Dichter fühlen, die nur Dichter und Frauen ganz verstehen. Dennoch vermochte er seine Blicke nicht abzuwenden von dem Unglück, das dahin sich bewegte, so schwer und so trostlos, und über ihm Verhengesang, Blüthenduft und blauer Himmel!

Er seufzte erleichtert auf, als die graue Gestalt endlich gegen ein Thürlein, das ins Schloß führte, den öden Gang verließ.

Hastig schloß Ludolf sein Fenster; er hatte das dunkle Gefühl, daß er einer nicht erlaubten Neugier nachgegeben, daß er Etwas gesehen, was er nicht hätte sehen sollen; rasch öffnete er Laden und

Flügel eines Seitenfensters und langsam ließ er Freude, Frieden wieder einziehen in seine gestörte Seele durch den Anblick, den ihm dieses Fenster bescheerte.

Da kräufelte sich leicht im sanften Anhauch des Morgenwindes der blaue See mit kleinen schiffigen Inseln, mit im Sonnenschein blitzenden Sandzungen und belebt von weißem Geflügel, da neigten sich leise die Birken, und ihre zarten Blätter spielten um die weißen Stämme, da starrten in den wunderbarsten Formen die Kiefern mit den metallisch glänzenden Nadeln, da hob sich ein Reiter prächtig über den Horst und wiegte sich leise in der Morgenluft.



Wieder trat das sonnige Lächeln aufs Jünglingsgesicht, die Hügel lebten sich, sein Mund lächelte, er fing an wieder anzuknüpfen, ein freundliches Heute an das sonnige Gestern. Da war der Weg, auf dem er in dieses Haus gekommen; dort, bei der einzelnen Kiefer, hatte ihn die sanfte Wilhelmine

so schlicht und freundlich willkommen geheissen, daß ihm alle Schüchternheit verging und da — ja, da hatte er die reizende Kraushaar zuerst gesehen, so anmuthig und lieblich bei all ihrer Zurückhaltung und Sprödigkeit.

Der Jüngling war offenbar im Begriff, sich selbst allerlei zarte Geständnisse zu machen, denn sein Antlitz war schon von einem hellen Roth übergoßen, da wurde die Thür aufgerissen, die Kugel schoß herein und zwar mit dem glücklichsten Pfingstferien-gesicht, was so ein Menschenkind haben kann, stemmte die Arme herausfordernd in die Seite und rief lachend: „Was! noch im Hemde? altes Brummeisen, marsch, angezogen, meine Mutter und die Mädchen warten schon auf Dich; rasch! sonst schneiden sie den Pfingstluch ohne uns an, die Kleine schalt schon auf Dich. München hat die Kuchen selbst gebaden. Altes Brummeisen, ich sage Dir, über so einen ersten Morgen in den Ferien geht doch gar Nichts in der Welt! Ich habe mir schon Alles erzählt lassen, was seit Ostern hier geschehen ist. Heute Nachmittag sind wir aufs Schloß gebeten zur gnädigen Frau; Frau von Delsner wird Dir gefallen, ja, wenn sie nur nicht immer so traurig wäre. In der Lindenlaube wird gebespert, höchst vornehm, sage ich Dir, es gibt an Festtagen immer Wein. Die gnädige Frau ist wie Du, der gefällt Kraushaar auch mehr, als meine sanfte Mine; als ich den Mädchen heute morgen sagte, daß Dir Kraushaar am besten gefiel —“

Ludolf ließ entsetzt den Kamm fallen, mit dem er eben seinem Haar den schönsten Strich geben wollte, und starrte fast entsetzt dem Freund ins Gesicht.

„Was hast Du denn?“ fragte die Kugel verwundert und hob gefällig den Kamm wieder auf. Brommeis nahm sich zusammen, kämte ganz grimmig darauf los und fragte endlich gezwungen: „und nun, als Du das gesagt?“

„Ja so,“ rief die Kugel lachend, „Du möchtest wissen, was Kraushaar zu dem Vorzug gesagt hat, den Du ihr gegeben? Sie meinte, daß ich mich wohl verhöhrt hätte, ich sah es ihr aber an, daß ihr Dein Geschmack gefiel; München erklärte, Du hättest recht, und die Kleine rief: es ist ein rechtes Glück für Dein Brummeisen, daß ich ihm nicht am besten gefallen habe, denn mir gefällt er gar nicht!“

Dem Jüngling überließ bald heiß, bald kalt, aber er hatte jetzt nicht Zeit, seinen Empfindungen nachzudenken, die Kugel in ihrer goldigen Laune trieb und zog ihn bald hinaus und hinunter. Er wurde unten am Frühstückstisch von der Pfarrfrau und ihren Töchtern empfangen, und zwar so ruhig heiter, daß ihm alsbald die bängliche Empfindung wieder schwand, und er sogar den Muth fand, die Mädchen offen anzublicken.

Es versteht sich, daß Kraushaar heut im festlichen Gewande ihm eine Göttin schien, aber auch jeder Andere hätte das junge Mädchen überaus anmuthig finden müssen; sie trug ein weißes Kleidchen mit maigrüner Gürtelband und Schleifen; Wilhelmine mit Blau, Louise mit Kirschroth, so hatte jede ihre Lieblingsfarbe. Der Pfarrer ließ sich an Sonntagen nicht vor dem Gottesdienste im Familienkreise sehen.

Als es zum drittenmale läutete, gab die Pfarrfrau dem jungen Gaste den Pfingststrich; die Kleine ging mit Leonhard voraus, dann folgten die beiden älteren Schwestern, die Pfarrfrau schloß mit Ludolf den Zug. Fröhliche Gesichter, junge und alte, neigten sich grüßend am Wege; die Vorhalle der alten Kirche, die Kirche selbst war mit Grün und Blumen geschmückt, der Frühling geht zu Pfingsten auch mit in die Kirche in Mark Brandenburg.

Nach der Nachmittagskirche machte sich die Familie auf den Weg, um der Einladung der gnädigen Frau nachzukommen; man wandelte auf einem anmuthigen Wege um den See, um dem Gast die Schönheiten des Orts zu zeigen, aber, die Wahrheit zu gestehen, Freund Brommeis sah nicht viel davon, er sah eigentlich nur die flatternden Enden eines grünen Gürtelbandes, denn Kraushaar ging mit ihrer Schwester vor ihm her, während er mit dem Pastor folgte. Und er mußte sich zusammennehmen, denn er bemerkte bald, daß der alte Herr ganz sitzig gesprächsweise, so ein kleines Examen mit ihm anstellte und ziemlich gründlich dabei verfuhr. Die älteren Pastoren von damals waren meist tüchtige Philologen, und Ehren-Brommbach hatte sein Schulwissen nicht rosten lassen, obwohl er mehrere Jahre bei den schwarzen Dragonern gestanden hatte und die Feldzüge am Rhein mitgemacht hatte.

Schwarze Dragoner nannte man damals scherzweise die Feldprediger, weil sie beritten waren, aber auch zu Fuß mit Gottes Wort stritten, zu Pferd und zu Fuß, wie die Dragoner damals.

Als sie auf die Chaussee kamen, und das Examen zu Ende war, suchte sich Ludolf dem grünen Gürtelband zu nähern, hörte aber noch zu besonders Stärkung seines Muthes, daß der Pfarrer zur Kugel sprach: „Du mußt Dich tüchtig zusammen nehmen,

mein guter Leo, Dein Freund ist viel weiter, als Du, namentlich ist er im Griechischen viel fester!“

Leo freute sich mehr über das Lob, das seinem geliebten Brummeisen zu Theil wurde, als er sich über den Tadel betrübe, der darin für ihn lag, und fast hochmüthig sagte er nur: „Griechisch, das wird sich machen, aber hebräisch, Vater, nimm ihn mal im Hebräischen vor, da wirst Du Dein Wunder sehen, laß Dir mal einen Psalm von ihm vortragen!“

Da hütete sich nun freilich der alte Pfarrer und entgegnete lachend: „Lassen wir das, mein Sohn, es könnte sich begeben, daß Dein Freund mehr hebräisch wüßte, als Dein Vater!“

Ganz verwundert sah Leo seinem Vater ins Gesicht; der gute Junge hatte bis zu diesem Moment noch nicht daran gedacht, daß irgend Jemand in irgend einem Fache mehr wissen könne, als sein Vater.

Unter dessen hatte Ludolf sich vergeblich bemüht, einen Platz neben Kraushaar, die vorauseilte, zu erlangen, er war nur bis zu Wilhelmine gekommen, welche freundlich tröstend bemerkte: „Kommen Sie mit mir, Herr Brommeis, denn Kraushaar holen wir doch nicht ein, wenn's zur gnädigen Frau geht. Frau von Delsner liebt Kraushaar sehr, und meine Schwester verehrt die Dame wie eine Heilige.“

Man kam an das Schloß, das mit beiden Flügeln sich nach der Chaussee öffnete, während gegenüber sich, ebenso im offenen Bierack gebaut, die Wirtschaftsgebäude an der andern Seite der Straße zeigten.

Als die Gesellschaft den Schloßhof betrat, kam ihnen Frau von Delsner, Kraushaar am Arme, entgegen.

Die hohe, stattliche Edelfrau mit dem ernstern, bleichen, aber festen und kühnen Angesicht, in dem dunkeln Trauergewande, welches sie seit dem Tode ihres Gemahls nicht abgelegt, kam langsam daher, die zarte weiße Gestalt der blonden Pfarrertochter zärtlich an ihre Seite gedrückt haltend.

Ludolf bemerkte wohl, daß ihn das dunkle Auge der Edelfrau schon von weitem suchte, und jugendliche Eitelkeit stützte dem Entzückten zu: Kraushaar hat von Dir gesprochen!

Frau von Delsner tauschte mit dem Pastor und der Pastorin die Grüße treuer Freundschaft und gegenseitiger Anerkennung, den Kindern nickte sie mild freundlich zu und ließ sich von ihnen die rechte Hand küssen. Während sie mit dem linken Arm noch immer Kraushaar's schlanken Leib leicht umschlungen hielt, sprach sie mit dem kräftigen Wohlklang ihrer tiefen Stimme zu Brommeis: „Ihr habt einen sehr braven Vater, junger Brommeis; ich habe gestern, als Eure Ankunft mir bekannt wurde, von Euch gehört, daß auch Ihr auf dem Wege seid, ein braver Mann zu werden, Gott erhalte Euch dabei! Ja, Ihr habt eine sehr treue Freundin hier, und nun laßt's Euch wohl sein im Garten der Wittve!“

Es war etwas Feierliches im Wesen und in der Sprache der Edelfrau; traurig war sie nicht, das war nicht das rechte Wort, sie war trauervoll. Die Trauer war von Nutzen an sie gekommen und hatte ihr freudig Wesen in Fesseln geschlagen. Man konnte ihr wohl ansehen, daß ihr kühnes Herz nur widerwillig diese Herrschaft litt und gewiß häufige Versuche machte, die Bande zu sprengen.

Dem jungen Menschen klang auch die Anrede: Ihr! gar feierlich, sie war aber gar nicht feierlich gemeint, die Edelfrau sagte „Ihr“ zu allen jungen Leuten, die sie noch nicht Herr anreden wollte. Brommeis war doch nicht eingebildet genug, um zu glauben, daß Kraushaar die „treue Freundin“ sei, von welcher Frau von Delsner gesprochen, obgleich ihm, gerade bei diesen Worten, die liebliche Kraushaar forschender und lächelnder, als je ins Gesicht gesehen; es war, als ob das blonde Kind an der Seite der starken Gönnerin erst den Muth gefunden, den jungen Gefellen genau anzublicken, der ihr so entschieden den Vorzug gegeben vor ihrer Schwester.

„Guten Tag, Ludolfchen!“ rief plötzlich eine Stimme mit dem rauhen Klang einer gesprungenen Glocke, und hastigen Gangs kam ein kleines, häßliches, verwachsenes altes Mädchen daher, das ihm die Rechte entgegenstreckte, während die Linke eine grüne Blechhülle schwenkte, in welcher zwei Flaschen standen.

„Pine!“ entgegnete Brommeis mit einer Lieberaschung, die an Bestürzung grenzte; er nahm sich aber rasch zusammen, reichte der armen Verwachsenen die Hand und beantwortete mit wahrer Freundlichkeit deren Fragen nach seiner Mutter und seiner Tante.

Philippine war Näherin in seiner Väternsen Hause gewesen, sie kannte ihn seit der Wiege und hatte ihr Ludolfchen sehr geliebt, und Ludolf hatte als Kind diese Neigung erwidert, wenn sie sich auch bei dem Knaben sehr abgekühlt hatte. Hier wurde sie ihm lästig, denn Pine bemächtigte sich seiner ziemlich unbescheiden, aber das freundliche Herz des jungen Menschen siegte über den Unmuth, der aufsteigen wollte, und geduldig litt er, daß sich Pine an seinen Arm hängte und ihn mit halb lächerlichen, aber ganz herzlich Schmeicheleken überschüttete. Pine war auf Schloß Laagke als eine Art von Vertrauensperson seit einiger Zeit heimlich; sie schneiderte und half in der Wirtschaft, sie that Alles, was man von ihr verlangte, und auch Einiges, was man nicht verlangte. Fremden mochte ihr Wesen zuweilen unbescheiden erscheinen, sie war es aber nie, und die Edelfrau hatte an ihr eine besondere Freude.

Die Damen gingen nach dem sogenannten Untergarten voraus, dann folgte Ludolf mit Pine, der Pastor mit der guten Kugel schloß den Zug.

„Ich begreife nicht, was das Brummeisen mit der buckligen kleinen Person so eifrig zu schwagen hat!“ murkte der etwas hochmüthige Herr Primaner.

„Du bist doch noch ein rechter Kindskopf, Leo,“ antwortete der Pastor ernst, „ich sage Dir, Dein Brummeisen hat mir gut genug gefallen, aber niemals so gut, wie gerade jetzt; ich glaube, daß ihm das Zusammentreffen mit der alten Person auch nicht gleich angenehm war, er überwand aber die Mißstimmung auf der Stelle und gab sich, wie er sich geben mußte. Frag mal Deine Mutter und Deine Schwestern, Junge, ob ihnen das nicht ganz besonders gefallen hat, Frauen sind in diesen Dingen von Jugend auf klüger!“

Sie traten ein in die Lindenlaube, aus der man einen freien Blick hatte über eine weite sumpfige Ebene, die in einem schön geschwungenen Halbbogen von einer bewaldeten Hügelkette umgeben war. Ein Knüppelbaum lief durch den Sumpf, aus dem bald hier bald dort Erlengebüsch aufragte, auch etliche alte Eichen, die auf Erhöhungen wie auf Inseln in dem grünen Meer standen und große, glatte Steine besatteten.

Hier bekam Brommeis seine Freiheit wieder, denn Pine hatte mit der Anordnung des Vespermahls zu thun, welches auf dem Rindentisch aufgetragen war, und er benutzte diese Freiheit, um sich an der Landschaft zu freuen. Und sie freute ihn wirklich so,

daß er sie sofort mit raschen, festen Strichen in seine Brieftasche zu zeichnen begann.

Plötzlich fühlte er einen warmen Odem an seiner Wange, erschrocken fuhr er zusammen, Kraushaar stand neben ihm, sie blickte mit ganz reizender Neugier in seine Zeichnung und rief, kühn ihre spröde Zurückhaltung durchbrechend. „Fahren Sie fort, bitte, machen Sie mir die Freude, ich habe noch niemals eine Zeichnung so entstehen sehen!“

Ludolf's Herz bebte bei dieser Bitte, das Blut schoß ihm zu Kopfe, aber in der nächsten Secunde zeichnete er mit fester Hand weiter. Kühne Striche gestalteten sich zu festen Umrissen, erkennbar trat nach und nach das Bild hervor. Es wurde eine flüchtige, aber saubere und anmuthige Zeichnung; hübscher freilich noch war das Bild, dessen Mittelpunkt der Maler selbst bildete; die Schwestern hatten sich nämlich zu Kraushaar gesellt, und alle Drei blickten wie neugierige Rehe auf das Blatt.

„Das wird gewiß eine vorzügliche Zeichnung,“ bemerkte die Kugel, indem er, stolz auf seinen Freund, das am Morgen schon erwähnte Glas Wein trank, „es ist ein ausgezeichnetes Brummeisen, mein altes Brummeisen!“

Selbst die trauernde Edelfrau mußte mit über die gute Kugel lachen, Pine aber sprengte die malerische Gruppe durch ihre laute Einladung zu Speise und Trant; ihre Stimme klang wirklich wie eine gesprungene Eßglocke.

Ludolf schloß seine Brieftasche.

„Ich danke Ihnen für die Freude, die Sie mir gemacht haben!“ sagte Kraushaar anmuthig und gab dem Jüngling die Hand. Diese weiche Hand hätte Ludolf gern jauchzend an Herz und Mund gedrückt, aber er wagte kaum einen leisen Händedruck.

Auch Wilhelmine gab ihm die Hand und sprach ruhig: „Sie müssen wohl sehr glücklich sein, daß Sie, so zu sagen, Alles mitnehmen können, was Ihnen gefällt!“

Und endlich gab ihm auch Louise die Hand und meinte altklug: „Sie zeichnen sehr flink, aber mir wäre es doch lieber, wenn Sie Farben dazu genommen hätten!“

(Schluß folgt.)

### Gothisch? Renaissance? Rococo?

Von Freiherrn E. von Sibra.

(Mit Illustrationen von Graf Johann.)

#### II.

#### Die Renaissance.



Wenn ich Ihnen, hochverehrte Frau, in meinem vorigen Briefe von Zeiten gesprochen habe, deren Styl für uns're Zwecke, die der Einrichtung unserer Wohnräume, mir entweder gar nicht passend erscheint oder doch gewisse Beschränkungen wünschenswerth macht, so erlaube ich mir dafür in dem Gegenwärtigen einer Periode zu gedenken, in welcher andere Verhältnisse obwalten.

Es ist dies die Zeit der Renaissance.

Es scheint, daß die Renaissance in Frankreich entstanden ist, wenigstens bestimmt man ihren Anfang vom Regierungsantritte Ludwig XII., 1498, bis zum Tode Ludwig XIII., 1643, und ihre Blüthezeit unter Franz I., 1515 bis 1547, mithin würde die Renaissance das ganze sechzehnte und so ziemlich die Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts einnehmen.

So wenig es möglich ist, eine solche Periode genau zu bestimmen, so nöthig ist es, auf der anderen Seite gewisse Anhaltspunkte festzustellen, und als solche, allgemein bezeichnende, mögen die genannten Zeichen genommen werden.

Man betrachtete den allmählig neu sich bildenden Styl, wie schon der Name Renaissance ergibt, als eine Wiebergeburt der antiken Kunst, und in Italien dehnte sich dieselbe theilweise selbst auf die Architektur aus, während in Deutschland und Frankreich, in dieser Beziehung, die Gothik, wenn freilich nur deren letzte Anklänge, sich länger erhielten, später indessen ebenfalls verdrängt wurden.

Raum weniger aber, als bei der Gothik, hatte der neue Styl, als Baustyl betrachtet, Einfluß auf Geräte und Schmuck an Wohnungen und selbst einen bedeutenden auf ihre Bequemlichkeit.

Blieben auch im Süden die Marmor-Fußböden noch beliebt, so mußten doch in Deutschland die aus Thonplatten bestehenden Fußböden und der Estrich den Holzdielen weichen, und die Balken der gothischen Decke verschwand, diese wurde in Felber getheilt, mit Rosetten verziert, und das Balkenwerk, welches diese Felber bildete, profiliert.

Hieraus geht hervor, daß das Holzgetäfel seinen Platz behauptete und, man mag wohl sagen, noch bedeutend häufiger, als vorher angewendet wurde, so daß während der ganzen Periode der Renaissance nur wenige Wohnräume getroffen wurden, deren Wände nicht mit Holz verkleidet gewesen wären. Ich glaube, daß zu jener Zeit das Holzgetäfel bei Reich und Arm häufiger angewendet wurde, als heutzutage die Tapete.

Durchaus unmöglich aber ist es, auf dem wenigen hier gebotenen Raume den Styl der Renaissance zu schildern.

Als Andeutung mag gelten, daß beim Tafelwerke der gothische Spitzbogen und die Kassetten verschwand, und an die Stelle der cannelirten Leisten, welche bei der Gothik die Fugen der einzelnen Holzstücke verdeckten, Säulen traten, welche das ringsum laufende Gesimse trugen.

Als ein solches Beispiel mag die sogenannte Hornstube auf der Feste zu Coburg genannt werden, welche, obgleich schon der späteren Renaissance angehörend, unbedingt zu den besten Arbeiten dieser Art zählt.

Was die Thüren betrifft, so war das Portal derselben in der ersten Zeit der Renaissance mit einem flachen Giebel gekrönt, welcher später abgerundet wurde; bei den Fenstern aber erhielt sich wohl durch die ganze Periode die runde, in Blei gefasste Buzenscheibe, und kleinere Gemälde wurden nicht selten in die oberen Fensterlilien eingesetzt.

Es mag eigenthümlich klingen, aber kaum weiß ich einen anderen Ausweg, um Ihnen, gnädige Frau, einen raschen Ueberblick über das Wesen der Renaissance zu geben, als Ihnen zu rathen, einige ächte und reicher verzierte Schränke aus dieser Periode, die eben nicht allzu selten sind, anzusehen.

Diese repräsentiren den Sinn, in welchem die Wandverkleidung geschaffen wurde, und während Sie vielleicht Einiges von dem, was ich oben andeutete, wieder erkennen, erhalten Sie sicher einige Klarheit über die Ornamentik jener Zeit.

Es sei mir gestattet, hier noch einige Worte beizufügen über die gepreßten und häufig mit reichem Goldschmuck versehenen Ledertapeten, und über Gobelins.

Weide scheinen bedeutend weniger in Deutschland in Gebrauch gewesen zu sein, als in Frankreich und Italien, und sind bei uns, wo man sich ihrer bediente, wohl häufiger am Schluß der Renaissance und während der folgenden Periode im Gebrauche gewesen, als früher, vorzugsweise wohl auch nur in Schlössern und Prachtgebäuden.

Der Ursprung der Gobelin-Tapeten stammt übrigens aus der oben erwähnten, sogenannten besten Zeit der Renaissance unter Franz I., wenigstens sollen sie ihren Namen von Gilles Gobelin erhalten haben, einem Färber, welcher zu jener Zeit in Paris lebte.

Vielleicht spricht einigermaßen für das, was ich oben, bezüglich ihrer Anwendung in der auf die Renaissance folgenden Periode sagte, der Umstand, daß erst im Jahre 1667 die berühmteste Manufaktur von Gobelin-Tapeten von Colbert angelegt, und deren Leitung dem Maler Lebrun übertragen wurde.

Ganz im ornamentalen Sinne der Wandverkleidung war das Stubengeräthe der Renaissance.

Schloß- und Eisenwerk verzierte man stets noch, wo es nur immer anging, sowohl als Schmuck, als wie auch zum Schutze gegen den Diebstahl; das flache Schloßblech der Gothik machte aber nun dem häufig ziemlich großen Rastenschloße Platz, selbstverständlich mit dem sogenannten deutschen Schlüssel, in welchen der Dorn eintritt.

Nebenher gesagt hat man aus dieser Zeit und aus der ersten der folgenden Periode vortreffliche Schlösser aufzuweisen, während die flachen, im Holzwerke angebrachten Schlösser der Gothik, bezüglich der Sicherheit wenigstens, Manches zu wünschen übrig ließen.

Was die Heizung betrifft, wiederhole ich das oben Gesagte in Hinsicht auf die Kamine, welche für den gewöhnlichen Gebrauch fast vollständig von den Defen verdrängt wurden.

Bald aber wurden die Defen eine Zierde für das Wohngemach.

Die grüne Kachel, in der Mitte mit runder Vertiefung, war wohl die älteste, aus welcher die Defen zusammengestellt wurden. Man nannte sie Schlüssel-Kachel, eben der vertieften Form halber, bisweilen findet man heute noch hier und da dergleichen wirklich alte Defen im Gebrauche, man hat ihre Form auch bei Imitationen beibehalten, und das Alles wohl, vielleicht theilweise unbewußt, aus dem Grunde, weil diese Schlüssel-Kachel besser, als eine flache heizt.

Der Grund, warum dies der Fall ist, liegt in der größeren Oberfläche, welche sie, der Ausbuchtung halber, bietet.

Um indessen nicht auf das Gebiete der Pyrotechnik zu gerathen, will ich auf den Schmuck zurückkommen, zu dem, in den Wohnungen der Reicheren wenigstens, sich die Defen gestalteten.

Die Töpferei begann bald ihre ganze Kunst anzuwenden, um den Ofen zu einer Zierde der Stube umzuschaffen.

Man wendete bunte Glasuren an, verzierte mit Wappen, Landschaften, Scenen aus der Bibel, aus den Legenden der Heiligen, aus der Mythologie, und gegen Ende der Renaissance brachte man an den Ecken der Defen Karpatiden an, und auch das Blumengewinde hatte schon früher Eingang gefunden.

Dabei stand der meist große und in mannichfachen Farben ausgeführte Ofen fast durchgängig auf glänzenden Metallfüßen und bildete so einen höchst angenehmen Gegensatz zu der dunklen Vertäfelung der Stube.

Defen in diesem Geschmace finden sich z. B. auf der Burg in Nürnberg, auf der Feste bei Coburg, auf der Trausnitz bei Landschut, im Rathhause zu Augsburg, und überhaupt in einer Menge anderer ähnlicher Bauten, in denen eine an Blödsinn grenzende Zerstörungswuth nicht alles Alte vernichtet hat, einfach eben aus dem Grunde, weil es alt war, und vielleicht um „aufgeklärt“ zu scheinen.

Eine vortreffliche und höchst belehrende Reihe von Defen, von der letzten Zeit der Gothik bis auf die Rococo-Periode, in welcher Reihe auch die Renaissance gut vertreten ist, findet sich in den Sammlungen des Germanischen Museums zu Nürnberg.

Werfen wir einen Blick auf das Stubengeräthe der Renaissance, so finden wir eine bedeutende Vermehrung desselben und zugleich eine Form, welche größtentheils den Ansprüchen genügt, die wir gegenwärtig auf Bequemlichkeit machen, ja bisweilen sogar größere Bequemlichkeiten bietet, als das Geräthe der Gegenwart.

Nicht unbedeutend mag dazu die größere Solidität und Dauerhaftigkeit der damaligen Arbeit beitragen.

Wenigstens in Andeutungen waren aber jetzt schon die meisten der bei uns gebräuchlichen Stubengeräthe vorhanden.

Der Tisch, zwar häufig noch massiv und ziemlich schwer, war doch besser zum Verstellen an einen anderen Ort geeignet, als

jener der früheren Periode, und nebenher gesagt, glaube ich, daß die später wieder in Aufschwung gekommene Mode, die sogenannten Auszieh-Tische, aus der Zeit der Renaissance stammt.

Ich bestze wenigstens einen solchen Tisch aus der Zeit der früheren Renaissance, freilich höchst massiv und stark von Eichen-



holz gearbeitet, an welchem acht Personen reichlich Platz finden, nicht minder bequem aber achtzehn, wenn die beiden starken Seitentheile ausgezogen werden.

Die Bank, und die nächst der Wand hinweg laufende Banktruhe mußte freilich noch das Sopha ersetzen, dafür aber war der Stuhl reichlich vertreten, während er zur Zeit der Gothik meist nur ein Vorrecht des Hausherrn war.

Nun aber entstand der Stuhl mit der hohen, breiten und nicht selten, bezüglich der Bequemlichkeit, etwas allzugerade aufwärts stehenden Rücklehne.

Sigbrett und Lehne war gepolstert, mit Wolstickerei, Tuch, meist grünem, Sammet oder mit vergoldetem Leder überzogen, das heißt mit versilbertem Leder, welches man mit goldgelbem Firnis überzogen hatte, wenigstens habe ich das mehrfach so gefunden und besitze mit also behandeltem Leder überzogene Stühle.

Es ist dies ein Verfahren, welches man für mannichfache Luxusartikel der Gegenwart wieder benützt oder nachempfunden hat.

Auch der Armstuhl mit Seiten- oder Armlehnen war im Gebrauch, ohne Zweifel ein Nachklang des thronartigen gothischen Burgherrnstuhls, jetzt im Salon, als Fauteuil, halbwegs ein Ehrenplatz geblieben, sonst aber zum Sorgen- oder Großvaterstuhl geworden.

Der reine Gegensatz des Armstuhls, das Tabouret, in meinem gegenwärtigen engeren Vaterlande gemeinhin Hockerle geheißen, findet sich ebenfalls in Gesellschaft der übrigen Stühle und mit gleichem Stoffe wie jene bekleidet, und ebenso wird, wenigstens in der späteren Renaissance, das Fußbänkchen, der Fußschimmel getroffen.

Obgleich alle diese Notizen über die Stühle einigermaßen langwierig und weiterschweifig geworden, vermag ich sie dennoch nicht zu enden, ohne einer mannichfach veraminten Stuhlart Erwähnung zu thun und derselben vielleicht theilweise wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Ich meine den einfachen Holzstuhl mit hölzernem Sigbrette, gleicher Lehne und vier Füßen aus gleichem Materiale, welche letztere übel beleumundet sind, da Persönlichkeiten, die dem Zweikampfe mit blanker Waffe abhold sind, nicht selten ihre Ehrenhändel mit denselben auszuschlechten pflegen.

Vor Allem nehme ich für diesen meinen Schützling das Recht der Ancienneté in Anspruch, indem ich ihn für einen Abkömmling der alten ehrwürdigen Bank erkläre.

Und unzweifelhaft ist er ein abgetrenntes Stück derselben und entstanden in der Zeit, in welcher man das Bedürfnis empfand, nach Belieben die Sitzstelle zu wechseln und Einzelsitze zu haben.

Man machte kleine Bänkchen, leicht verstellbare, und schmückte, nach dem Muster der ursprünglichen, nicht selten die Rücklehne mit trefflichem Schnitzwerk.

Mit Ausnahme der Herren Antiquare und der armen Alterthümer ist der Holzstuhl jetzt freilich in triviale Gesellschaft gerathen, aber zur Zeit unserer Renaissance hatte er seine Bezeichnung.

Auf der Feste zu Coburg befindet sich eine in Wasserfarben ausgeführte Malerei, welche die Wohnstube des Herzogs Casimir von Coburg, der 1633 starb, darstellt, und in dieser Stube finden sich, mit Ausnahme eines ganz im Sinne der Renaissance gehaltenen Armstuhls, als Siggeräthe nur drei einfache Holzstühle.

Ohne Zweifel ist das ein Beweis, daß zu jener Zeit der Holzstuhl noch in Ehren gehalten wurde.

Ist nun aber, wie ich zu zeigen bemüht war, der Stuhl der Gegenwart in der Renaissance-Zeit fast vollständig vertreten, so finden sich von unserer Kommode doch nur Andeutungen im Kasten, in der Truhe, welche man abermals aus der Bank, aus der Truhentank hervorgegangen annehmen kann.

Zwar wurde die letztere nicht vollkommen abgeschafft, noch heute findet man bei Verkäufungen jener Zeit, in den feststehenden, längs der Wand hin angebrachten Bänken, Behälter zum Aufbewahren von Gegenständen, aber diese gestalteten sich bald zum selbstständigen, beweglichen Geräthe, und so entstand die Truhe, die bald zum Schmuck der Stube wurde, während sie ohne Zweifel hervorgegangen war aus dem vermehrten Besitze beweglicher Habe, zu deren Aufbewahrung die ursprüngliche Banktruhe nicht mehr ausreichen mochte.

Auch der wenn gleich schwere und meist äußerst solid gearbeitete, dennoch aber verstellbare Schrank ging wohl aus dem gleichen Bedürfnisse hervor, da die in keiner Verkäufung fehlenden

und oft kunstreich verborgenen Wandschränke dem vermehrten Bedarfe nicht mehr genigten. Indessen mag hier beigefügt werden, daß diese großen und oft prachtvoll gebauten Schränke niemals in der Wohnstube selbst ihren Platz hatten, sondern auf Gängen und in den geräumigen Vorplätzen aufgestellt wurden, zu deren Zierde sie nicht wenig beitrugen.

Eigentlich kann aber nur die Rede sein von einer vermehrten Anzahl beider Geräthe, welche alle zwei bereits schon zur Zeit der Gothik, aber spärlicher vorhanden.

Die innere Einrichtung von Schrank und Truhe war eine höchst einfache.

Die Basis des Schrankes bildeten meist zwei oder drei Schiebthüren mit eigenem Verschlusse, im oberen, größeren Raume waren zum Aufhängen von Kleidungsstücken angebracht und bisweilen oberhalb dieser ein querlaufendes Brett zum Aufbewahren kleiner Gegenstände.

In den Truhen befand sich stets zur linken Seite ein kleiner Kasten zur Verwahrung kleinerer oder werthvollerer Dinge, nicht selten mit doppeltem Boden oder sonst einem geheimen Fache, fast nie aber mit eigenem Verschlusse; weitere Fächer aber oder Abtheilungen fehlten.

Die Schlösser an Schrank und Truhe waren vortrefflich gearbeitet und boten zuverlässig vollkommenen Schutz in Bezug auf die lieben Hausdiebe, während sie dem gewaltthätigen Einbrecher wohl nicht lange widerstanden haben würden.

Dagegen aber stammen die starken und schweren, ganz aus Eisen gefertigten Truhen, deren ganze innere Deckseite ein einziges riesenhafes Schloß mit nach allen Seiten hin spielenden Riegeln bildet, ebenfalls aus der Zeit der Renaissance.

Das Außere des Holzschrankes aber und jenes der Truhe war fast stets kunstreich gearbeitet, entweder mit Schnitzwerk verziert, mit bunter Holzmosaik, Intarsienarbeit, geschmückt und wohl auch mit Eisenbein, Ebenholz, Marmor oder Perlmutter eingelegt, und ich wiederhole hier das bereits oben Erwähnte, daß die Fassade eines halbwegs mit Liebe gearbeiteten Schrankes oder einer Truhe vollständig den Geschmack repräsentirt, mit dem die Täflung konstruirt war, und eben so einen Begriff gibt von dem Baustyle der Renaissance.

Die ziemlich große Menge der kleinen, oft wunderbar zierlich gearbeiteten Kästchen von feineren Holzarten, Eisenbein, ja selbst von Schildpatt, welche die Schatulle der Gegenwart ersetzen, sind ziemlich im Sinne der größeren Truhen gearbeitet, doch geben sie mehr einen Begriff von dem ornamentalen Charakter ihrer Zeit, als vom Baustyle derselben.

Bis fast auf unsere Zeit hat sich die Truhe erhalten in der „Zunftlade“ der Gewerke, durch die Aufhebung der Zünfte aber wanderten diese häufig kunstvoll gefertigten Laden in profane Hände, glücklichen Falles in Museen.

Die Truhen der Dienstboten aber, auf dem Lande noch heute gebräuchlich, sind die letzten Reste der früheren, mit allem Luxus ausgestatteten Truhen der Renaissance.

Glänzend vertreten, und häufig wohl brillanter ausgestattet, war die Stagede, der Ripptisch der Renaissance.

Diese Vertretung fand statt durch den Schaukasten und den Credenz- oder Schentisch, dessen unterer Theil meistens einen kleinen Schrank bildete, während auf dem oberen, freien Raume die Gefäße aufgestellt waren, welche in jener Zeit mit unübertroffener Kunst gefertigt wurden.

Die prachtvollen Glasvocale, Schalen, Becher und Kelche aus Venedig, mit Farben, welche mit dem Glanze der Edelsteine wetteifern, mit dem feinen und gleichmäßigen Gespinne und mit ihren wundervoll zierlichen Formen, die Glasgefäße aus Deutschland, häufig vortrefflich mit Schmelzmalerei versehen, in der letzten Periode wohl auch schon kunstreich geschliffen.

Dann die silbernen, wohl hier und da auch goldenen Trinkgefäße, Schalen und Tafelaufsätze, in welchen Deutschlands Künstler so Ausgezeichnetes leisteten, und endlich die, vor Erfindung des Porzellans, zu so hoher Vollendung gediehenen Töpferarbeiten und die Majolika.

Zu dieser Ausschmückung der Stube eines Reichen kam in der Zeit der Renaissance noch ein weiterer, oft noch kostbarer Schmuck hinzu, das Staffeleigemälde, die Bilder tüchtiger Künstler, welche man nun, da die Wandmalerei längst verschwunden war, anbringen konnte in den Gemächern, welche vertäfelt und nicht mit Gobelins oder Ledertapeten versehen waren.

Da ich indessen nun vom eigentlichen Geräthe ab und auf einen einzig zur Zier dienenden Gegenstand, das Gemälde, gerathen bin, so mag auch das Hausrath nicht ferner gedacht sein, welcher aber dennoch zahlreich genug gewesen sein muß, wie ein Gedicht von Hans Sachs vom Jahre 1544 andeutet.

Das Gedicht ist an einen jungen Gefellen gerichtet, welcher, mit wenig Mitteln versehen, heirathen will, die alte, ewig neue Geschichte mit der kleinen Hütte, in welcher für zwei liebende Herzen überflüssiger Raum, und in der die Liebe eine Kartoffel in ein Rebhuhn umwandelt.

Die Ueberschrift des Gedichtes ist:

„Der ganz Hausrath bey dreyhundert Stücken, so ungefährlich in ein jedes Haus gehört.“

Beim eigentlichen Beginn, bei der Aufzählung dessen, was nöthig, sagt er:

„Ertlich im die stuben gedenk. Mußt haben Tisch, Stül, Sessel und Bett, Bankpolster, Küß und ein Faubett —“

Solcher Zeilen zählt das Gedicht 198, welche freilich von großem cultur-historischen Interesse, aber dennoch hier von mir nicht weiter anzuführen sind.

Bei Gelegenheit des zuletzt erwähnten Faubettes indessen sei es mir gestattet, mich zu entschuldigen, daß ich bisher des Bettes überhaupt nicht erwähnt und auch dies bei den folgenden Perioden nicht thun werde.

Aber abgesehen davon, daß mir die Bescheidenheit verbot, vier Jahrhunderte lang in das Schlafgemach der Damen einzudringen, wollte ich auch nur in den gegenwärtigen Briefen den Versuch wagen, eine leichte Skizze des Geschmades der betreffenden



den Perioden zu geben, zu welcher die gegebenen Schilderungen vielleicht ausreichen.

Im Uebrigen liegt durch Bild und Wort reichliches Material vor, um bezeichnende Schilderung der Schlafstätten sowohl unserer Perioden, als auch noch früherer geben zu können.

Wenn Sie, verehrteste Frau, nun aber die Frage stellen, ob es rathlich, ob thunlich sei, in unseren Tagen sich im Sinne der Renaissance einzurichten, so muß ich Beides unbedingt mit ja beantworten.

Es zeigt die Zeit der Renaissance eine Einstimmigkeit, welche alle Einformigkeit ausschließt und daher einen guten Geschmack beurfundet.

Sie erlaubt eine ziemlich einfache Ausstattung, während sie auf der anderen Seite wieder Raum gibt für den größten Luxus, durch die Aufstellung des kunstvoll gearbeiteten Stubengeräthes und der prachtvollen Gefäße aller Art, welche jene Zeit schuf, so daß auf solche Weise eine werthvolle Sammlung und ein reizendes Wohngemach vereinigt werden können.

Die Einrichtung im Sinne der Renaissance entspricht endlich fast vollkommen den Ansprüchen an Bequemlichkeit, welche die Gegenwart macht, — die Tracht aber, welche man, im Allgemeinen genommen, zu jener Zeit beliebte, nähert sich mehr der unsrigen, als jene früherer Perioden. Unbedingt aber muß zu der Einrichtung und Aus schmückung unserer Wohnräume wenigstens einigermaßen unsere Kleidung passen.

Reizend stehen den Frauen jener Zeit die kleinen Häubchen von gesteihtem Linnen, und ebenso die gefalteten Chemisetten von gleichem Stoffe, welche einen Theil des Halses frei legten und gleichzeitig den etwa getragenen Schmuck vortheilhaft hoben. Nicht minder vortheilhaft kleiden die Puffärmel, und die Draperie des Kleides erinnert nicht selten an unsere Gegenwart.

Dem steifen „gekrönelten“ Spigenkragen des zweiten und letzten Drittels des sechszehnten Jahrhunderts, den Frauen und Männer trugen, will ich nicht das Wort reden, er erinnert bisweilen an ein mühlsteinähnliches Ding, welches dem Betreffenden um den Hals gelegt ist, und ist jedenfalls unbequem.

Dagegen aber ist bei den Männern nun die bunte Tracht verschwunden, man kleidet sich fast durchgängig in Schwarz, und dies entspricht vollkommen dem gegenwärtig beliebten dunklen Anzuge unserer Herren.

Sind Sie also, gnädige Frau, im Besitze einer ächten Vertäflung aus der Zeit der Renaissance, so stellen Sie sich diese also vertäflerte Stube vor, mit dem warmen, gefälligen Tone, den das dunkle Holzwerk bietet, stellen Sie sich an dieser dunklen Wand den trefflich sich abhebenden bunten, glasierten Ofen vor, dessen Heizung ich aber, um des lebendigen Feuers nicht zu entbehren, von der Stube aus wünschen würde, denken sie sich das Portal der Thüre, vielleicht mit Intarsien verziert, jedenfalls aber durch Säulen abgehoben von der Wand, und die Thüre selbst mit kunstreichem, glänzend verzintem Schlosse und Bändern versehen.

Werfen Sie dann einen Blick auf die mit Schnitzwerk versehenen Geräthe, auf die Stühle mit den hohen Rücklehnen, bekleidet mit Sammet, auf die Bank, welche Sie selbst, durch kunstreich im Sinne der Zeit gestickte Kissen, zum Sopha umgeschaffen haben, auf den mit einer gleichen Decke geschmückten Tisch, auf welchem, in einer Majolikavase, ein Blumenstrauß duftet, und betrachten Sie endlich die Truhe, die mit Ebenholz und Elfenbein angelegt ist und durch ihre architektonisch verzierte Vorderseite das Modell eines Palastes darstellt.

Ich bin überzeugt, daß, haben Sie sich das Alles so zusammengestellt, Sie mit Entzücken auf diese Ihre Schöpfung blicken werden.

Abichtlich aber erwähne ich des Besten, des Glanzpunktes Ihrer Renaissancestube, erst jetzt.

Es ist dies der Nippstich der Renaissance, der Credenzstich, der die oben erwähnten Kostbarkeiten enthält, die Veneter, das Silbergeräthe, die Majoliken, und während Sie nach und nach diese Ihre Kunstschätze vermehren, werden Sie im gleichen Maße eine vollendete Kunstkennerin werden.

Recht nüchtern muß ich nun aber bemerken, daß dies Alles seine Haken und Haken hat, und selbst hier und da keine unbedeutenden.

Selbst bei bedeutenden Mitteln gehört es fast in das Bereich

Kraft ist der gegeben, welche diesem Bedürfnis am willigsten entgegenkommt, am vollkommensten genügt, d. h. der christlichen. Wie keine andere erklärt sie das Trostspenden, das Erleben aus Leid und Elend als ihre eigentlichste Mission, gelte es nun das Leid der ganzen Welt, oder Sünde, Verzweiflung und Schmerz des Einzelnen. Alle, die da mühselig und beladen sind, ruft der göttliche Prophet zu sich, um sie zu erquicken, Lebensleid und Noth, den nagenden Vorwurf über die eigne Missethat, ebenso wie das Wehe, das fremdes Unrecht und des Glückes Ungunst über sie gebracht, von ihren bedrängten Herzen hinweg zu nehmen. Kein Wunder, wenn eine Religion, welche das verheißt, eine Welt erobern mußte, in welcher zu allen Zeiten nur „hie und da ein Glücklicher gewesen“, und die Summe des Leids so groß war, ist und immer sein wird, daß ein tief sinniger Philosoph unseres

Jahrhunderts Leben und Leiden für identische Begriffe erklären konnte. Von diesem Philosophen, Arthur Schopenhauer und seinen Jüngern ist zugleich jene moderne Lehre ausgegangen, welche gerade im Gegensatz zum Christenthum dieser Masse des Leidens auch die Hoffnung des Trostes streicht, welchen jenes so reichlich und erquicklich spendet. Die Einsicht in die reale Trostlosigkeit ist das letzte Resultat dieser trotzdem viel verbreiteten, pessimistischen Weltanschauung. Sie setzt bei ihren Bekennern, bei denen, welche sie zur ihrigen machen, jedenfalls eine gewisse Stärke voraus, die nicht Jedem gegeben ist, die: auf das Bedürfnis des Trostes so zu verzichten, wie Skeptiker an der Wissenschaft und Kunst des Arztes auf heilkräftige Arznei bei Leiblichem Leiden und Erkranken.

Jedenfalls gehört die junge Wittve auf dem Bilde Rössler's nicht zu diesen starken Seelen, welche den Trost nicht suchen, weil sie auch im herbsten Leid seiner nicht bedürfen. In jenen fernsten Tagen des Mittelalters, auf welche ihre und ihrer jungen Schwester Tracht, wie die Architektur und Ausstattung des Erkerzimmers dort hinweisen, brauchten alle Leidenden, an Körper oder Seele Krankenden nicht weiter in Zweifel zu sein über die Stelle, wo sie den Trost oder die Arznei zu suchen hatten. Die Verwalterin des überreichen christlichen Gnadenschates, welchen der Erlöser selbst, und nach ihm das Heer der Heiligen und Märtyrer zum Wohl aller folgenden Geschlechter aufgehäuft haben, die Kirche zeigte sich immer willig und bereit, das Amt ihres Herrn und Meisters durch ihre frommen Diener zu üben und die Mühseligen und Beladenen, welche danach verlangten, aus dieser nie erschöpften Trostquelle zu erquicken. Und wie gut verstanden (und verstanden auch wohl heut noch) viele dieser „Knechte des Herrn“, die Wurzel des Leids zu erkennen auch in jungen weiblichen



Trost im Leid. Zeichnung von L. von Rössler.

der Unmöglichkeit, ächt und vorzüglich, alle diese Dinge auf einen Schlag zusammen zu bringen.

(Schluß folgt.)

### Trost im Leid.

Zu L. von Rössler's gleichbenanntem Bilde von Ludwig Pietsch.

Des Menschen und zumal des Weibes Herz ist ein schwaches Ding. Ist es im Glück, so verlangt es nach einem Andern, der es mit ihm theile; ist es im Unglück, so sucht es bei dem Andern nach einer Stütze, um sich daran zu halten und wieder aufzurichten. Auf dem tief in jede Brust gelegten Bedürfnis des Trostes beruht wesentlich jede Religion, und die sieghafteste

Herzen und die Mittel der Linderung zu finden und anzuwenden, wenn die Heilung durch Beseitigung der Ursache des Schmerzes zu bewerkstelligen, auch außerhalb ihrer Macht lag.

Shakespeare's Bruder Lorenzo ist der rechte Typus dieser wohlmeinenden, herzenskundigen, welterfahrenen, geistlichen und doch für alles weltliche Leid so verständnisvollen und milden Berater, Trostspender und Helfer. Er begnügt sich weder mit dem geistlichen Zuspruch, noch weniger mit Vorwurf und Strafpredigt an den ungestümen wilden „jungen Sohn“ Romeo, noch mit christlicher Ermahnung an Julia. Wie weise er auch den von der Leidenschaft Durchrasten zur Ruhe ermahnt und ihm „der Leiden süße Milch, Philosophie,“ als heilenden Trank anempfiehlt; er weiß selbst sehr wohl, wie schwach es mit der Heilkraft dieses Mittels in solchem Fall und bei solchem Patienten bestellt ist, und ergreift bald genug jene praktischeren Mittel, Mittel, deren segens-

reiche Wirkung Schicksal und blind stürmische Leidenschaft, freilich ohne des Arztes Schuld, in gänzlichem Verderben verkehren.

Sehen wir recht, so ist der Bruder Lorenzo unseres Bildes nicht in der Lage, den bei ihm Trost suchenden Leidtragenden einen anderen zu spenden, als den, welcher aus der trostreichen Lehre quillt, deren würdiger Priester er ist. Er redet eindringlich von der Vergänglichkeit und von der Wichtigkeit alles irdischen Glücks und Gutes, an das die Kinder Gottes ihr Herz nicht hängen sollen; er führt ihr alle die hohen Beispiele heiliger Dulder und Dulderinnen vor, von der Gottesmutter an, die das Theuerste

in Qualen am Kreuz verschmachten sehen mußte, und zeigt ihr die Palmen des himmlischen Lohnes, welche der Herr denen am sichersten verheißt, die er hier am härtesten heimgesucht hat mit Schmerz und Leid. Die junge Schwester, die den Arm der anderen so innig umfaßt hält und das liebe Haupt so zärtlich an deren Schulter schmiegt, hört in frommer Andacht aufmerksam den Worten des guten Mönches zu. Ihr hat noch kein eigenes Leid das Schwert durch das halb kindliche Herz gehen lassen, wie jenes, welches das der älteren durchbohrte. Aber an deren Ohr klingen die tröstlichen und mahnenden Reden des heiligen Mannes

vorüber. Ihre Gedanken können nicht los von dem Verlorenen. Eine nervöse Unruhe zuckt durch ihre gebeugte Gestalt, durch die ineinander greifenden Finger. Wenn sie die Zelle mit dem Segen des frommen Vaters verläßt, wird der Schmerz doch kaum gesänftigt sein in ihrem Busen. Den einzigen, aber auch den sicher heilenden Trost zu spenden vermag nur ein Arzt: die Alles ausgleichende Zeit. Auch das weiße Wort der Ermahnung, die vernünftigste Vorstellung, die heiligste Trostpredigt bleibt für den Leidenden selbst immer „Wort, und nie hab' ich gelesen, daß durch das Ohr ein krankes Herz genesen!“

### Romanze für Klavier.

August Conradi.

Andantino espressivo.

The musical score is written for piano and includes a vocal line. The tempo is marked 'Andantino espressivo'. The key signature has one sharp (F#), and the time signature is 3/4. The score is divided into eight systems, each with a vocal line and a piano accompaniment. Dynamics range from *pp* (pianissimo) to *f* (forte). Performance instructions include *marc.* (marcato), *energico* (energetic), and *riten.* (ritardando). The lyrics are:   
 strin - - - gen - - - do po - - - co a po - - - co  
 cre - - - scen - - - do  
 a tempo  
 m. s. m. s. m. d. m. d.  
 m. s. m. s. m. s. m. s.

### Die Dame ohne Herz.

Roman von Karl Heigel.

(Fortsetzung.)



Nach kurzem Luschen stiehlt sich Helene wieder hinweg.

Sie fragt sich: Was bedeuten diese Klagen? was für Qualen foltern ihn? aber sie vergißt darüber weder den Zweck ihrer nächtlichen Wanderung, noch verfehlt sie den Weg. Schwelbenden Fußes legt sie denselben zurück, so daß sie bald im Vorzimmer anlangt, wo der Schein ihrer Lampe die Bildnisse der Aeltern an den Wänden lebendig macht. Da kommt ihr plötzlich der Gedanke: Wie, wenn das Gespenst der Schlossfrage Fleisch und Blut, etwa der alte Graf wäre, welcher in der Stille der Nacht seinen „Lieblingsautor“ liest? Was würde sie dem Grafen sagen?

In diesem Fall die Wahrheit. Und sie öffnet die Bibliothekstür mit einem festeren Griff, tritt mit Absicht geräuschvoller ein.

Ein Zugwind löscht ihr die Leuchte aus, so daß während der ersten Sekunden tiefe Finsterniß sie umgibt, aber bald lernt sie sehen, denn durch ein offenes Fenster blickt der mondhele Himmel. Niemand außer ihr.

Helene stellt die nutzlos gewordene Lampe auf den nächsten Tisch und tritt ins Helle, um in die Lande zu sehen. Der Wald unter ihr zieht sich schwarz hinab, während im Thal Mondlicht und Nebel einen schimmernden Seespiegel zaubern, aus welchem das Dorf gleich einer Insel ragt.

Minutenlang vernimmt die Luschende keinen Laut, doch dann hebt in der Stille ein Posthorn zu tönen an.

Nur zwei Takte, in der Otfave mit einer Fermate endigend. Und nun wird vom Gebirge her das Rollen eines Wagens laut, dessen Postillon der schlafenden Helmburg seinen Gruß sandte.

Zwar weiß Helene Nichts von der Romantik, welche das Posthorn wachruft in mondhele Sommernacht, dennoch bemächtigt sich ein Sehnen ihrer Seele, fort, fort zu ziehen, ins ungenannte Weite, ins freie Land aus diesen Bergen fort, die ihre Schatten in die tiefste Seele werfen. Am Meeresstrand zog ihr Wunsch wie ein festlich bewimpeltes Schiff stolz dahin, in diesem Felsenkeffel, in dumpfer Schwüle liegt er brütend, ein wildes Thier, das vor dem Sprung sich niederdrückt.

Was will sie erjagen? Das Glück. Winkt ein solches hier? Mit Leo? mit Egon? Ihr schauert vor einem Leben mit dem Einen wie mit dem Andern. Das Bündniß mit Leo bringt sie in Kampf mit der Familie, Hand in Hand mit Egon geht es vielleicht in noch tiefere Abgründe. . . .

Aber wo wäre ein Glück für ein Weib mit ihrem Ehrgeiz ohne Kampf, ohne Opfer? Glück heißt ihr Macht. Durch Leo kann sie sich mit Eins auf die höchsten Stufen schwingen. Freilich was dann? und der Kluge fragt, was dann? — doch wer Kühnes will, darf nicht immer der Kluge sein.

Sie kehrt sich von dem friedlichen Bilde der Nacht jählings ab, sucht tastend der einen Wand entlang und findet das Buch, das sie will. . . .

Nach wenigen Minuten tritt sie bei Wanda ein, welche ihre Cousine erst fieberhaft, dann zweifelnd erwartete und jetzt gähmend empfängt.

„Warst Du oben?“ fragt Wanda mit schläfrigem Blick.

„Waren Sie oben?“ ruft ihre Gesellschafterin.

„Hier!“

Das Buch, das Mademoiselle begierig entgegennimmt, ist die „Geschichte des Geschlechts von Helm.“

#### VIII.

Die Postkutsche, die in jener Nacht an Helmburg vorüber fuhr, hatte nur einen Passagier. Als um die Bergkuppen dort noch Morgennebel wallten, rollte sie bereits in der lang gestreckten Ebene, und da die Helmburger Glocken den Grafen zur Frühmesse luden, machte ein weniger harmonisches Geläut den Reisenden, die Landstraße mit dem Schienenstrang, die Postkleeper mit dem Dampfproß zu vertauschen. Mit verschlafenen Augen und gelbem Gesicht steigt er, ein ältlicher Herr in Schwarz, in den zur

Abfahrt bereiten Schnellzug, der ihn an Wald und Feld, an Dörfern und Städten vorbei, über Ströme und durch Tunneln trägt, Tag und Nacht und wieder einen Tag lang, nur nach Minuten gezählte Rast gönnend, so gut sich eben im Getümmel einer Eisenbahnstation raften läßt.

Eine Hauptstadt im Norden, die zwar noch nicht Weltstadt, doch groß genug ist, daß auch im Sommer trotz der vielen aufs Land Geflüchteten das Leben in den Straßen nicht minder lärmt, der Strom nicht träger schiebt.

Staub am Wege, Rauch über den Dächern — eine heiße, mit Kohlendunst durchsetzte Luft — auf den Fahrdämmen endlose Wagenreihen, auf dem Trottoir Arbeiter und Müßiggänger, Eilige, Schlendernde, Lungenerde, Männer, Frauen, Kinder — Laden an Laden, vor ihren Schaufenstern Gaffer, drinnen zungengewandte Händler und feilschende Kunden — an den Fenstern der Wohnungen nach dem Wetter oder nach einem Straßenaufmarsch Auslugende, alte und junge, häßliche und hübsche, aufgeregte und müde Gesichter — und überall, zwischen Himmel und Erde, Rädergerassel, Wirrsal von Stimmen und Lauten in allen Tonarten, Lärm von Menschen, Thieren, Maschinen, schrecklichen Klavieren und wimmernden Veierkasten; Arbeit und Müßiggang, Freud und Leid sich zu einem Höllenconcert vereinigend.

Dies Chaos — für den Träumer ein Herrensabbath, für den Strebenden ein Eldorado, für den ländlicher Stille Gewohnt ein rasender Wirbel, für den Eingeborenen tiefste Einsamkeit.

Ja, tiefste Einsamkeit — wenigstens für solche Männer wie er, der — in einer dieser niemals ruhigen Straßen wohnend — sich jetzt von seinem Arbeitstisch erhebt und aus dem Fenster auf die wogenden Massen gegenüber mit dem gleichgültigen zerstreuten Blicke sieht, mit dem etwa ein Landpfarrer, nachdem er seine Sonntagspredigt ausgearbeitet hat, auf das Sperlingsgegätz vor seinem Hause schaut.

Legationsrath Burg hat für seine wenigen Ferienwochen Monate lang doppelte Arbeit und in diesem Sommer mehr, denn je. Seitdem er von Wien zurück ist, beginnt er sein Tagewerk mit dem Glockenschlag Fünf, und nächtlich fällt aus seinem Arbeitszimmer noch Licht, wann auch der ausdauerndste Bergnügling sich längst in die Kissen vergub.

Dieses Arbeitszimmer entspricht nicht etwa der gewöhnlichen Vorstellung von Gelehrtenstuben mit nothdürftigem Gerath und Ueberfluß an Staub und Maculatur, sondern ist ein großes, helles, bequemes und reich ausgestattetes Gemach. Die Tapeten und Vorhänge, die modernen divanartigen Sitzmöbel, wie der Schreibtisch und die Bibliothek zeigen ebenso wohl den guten Geschmack des Besitzers wie die gute Zucht seiner Diener, peinliche Keilichkeit, Ordnung ohne Pedanterie.

Einige antike Vasen von edelster Form stehen auf dem Kaminsims; ein schöner Stuch, das Porträt Friedrich's des Großen im jugendlichen Alter, und die Büste seines Chefs sind für den Legationsrath wohl Mehr, als nur künstlerischer Schmuck.

Die Altenschränke und Burg's Secretär, Herr Titus, sind in das Nebenzimmer verwiesen.

Aus diesem steckt eben derselbe Herr Titus jetzt den Kopf herein und wispert: „Herr Legationsrath!“

„Was gibt's?“

„Stör' ich?“

„Je nachdem.“

„Man wünscht Sie zu sprechen.“ Damit windet er sich um die Thür und reicht eine Karte hin, und so wichtig dünkt ihm der Besuch, daß er nicht wie sonst im Allerheiligsten die grünwollenen Schreibbänke abstreift, sondern mit hochgezogenen Brauen den Eindruck studirt, den der Name auf seinen Chef machen wird. Dessen blaßes Gesicht färbt sich in der That etwas lebhafter.

„Annehmen oder abweisen?“

„Annehmen, selbstverständlich!“ erwidert der Andere hastig.

„Aber ich dachte —“

„Was, mein lieber Titus?“

„Daß Sie endlich zu mir zu wünschen —“

„Das hat Zeit.“

„Ach Gott, Herr Legationsrath! Sie opfern sich auf!“ Er legt sein Gesicht in hundert Falten und hebt den Stahlfederhalter feierlich gegen die Stubendecke, so daß Burg ihn mit einiger Ungeduld an den Besuch mahnen muß.

Titus verschwindet, und der Angemeldete tritt ein. . . Der Gebirgsreisende, der Herr in Schwarz, der Vater Helenens.

„Nun, was bringen Sie Gutes?“ beginnt Burg, nachdem Beide Platz genommen haben.

„Gutes wohl weniger, aber Mancherlei. Ich habe mir erlaubt, meine Reiseindrücke schriftlich niederzulegen.“

Der Rath wirft einen flüchtigen Blick auf das Manuscript, das ihm Jener darreicht, und sagt:

„Ich freue mich jedes Mal über Ihre Handschrift. Sie ist wahrhaft classisch.“

Herr Waldemar zuckt die Schultern. „Das beweist nur, daß ich Mühe habe.“

„Auch in Schwanen?“

„Sie sind grauam, Herr Rath; so Jemanden gleich beim Wort zu nehmen! Indeß, ich hatte auch in Schwanen Mühe die Fülle. Meine Mission war ja so leicht. Die Hofbeamten, die Sommergäste, die Bauern — Alle liebe, gute, einfältige Leute, die das Herz auf der Zunge tragen und in der ersten Stunde schon aus der Schule schwagen.“

„Kamen Sie mit dem Fürsten selbst in Berührung?“

„Das stand nicht in meiner Instruction. . . .“

Eine Pause, während Rath Burg in der Denkschrift blättert. Dann richtet er über einem plötzlichen Einsall den Blick wieder auf Waldemar.

„Mußten Sie auf der Rückreise nicht über Helmburg?“

„Ueber Helmburg, Herr Rath.“

„Besuchten Sie die Jhrigen?“

„Auch davon stand Nichts in meiner Instruction. . . Wann war's doch? — ja, vorgestern Nacht fuhr ich vorbei.“

„Das war jedenfalls ein Opfer für Sie.“

„Warum? Ich bin kein zärtlicher Vater. Und was mein Verhältnis zum Schwager betrifft —“

„Ich weiß. . . Doch — ohne Ihnen einen Rath geben zu wollen — ein so schönes, begabtes Mädchen wie Fräulein Waldemar verdiente einen liebevolleren Vater.“

„Die zärtlichen Eltern sind nicht immer die besten. Ich erzog sie ohne Empfindsamkeit, ohne Vorurtheil, ohne Ziererei.“

„Ich möchte wohl wissen, was das in Ihrem Sinne heißt? Hoffentlich nicht: ohne Gemüth, ohne Religion.“

„Herr Rath, Ihnen gegenüber spreche ich offen, denn Sie sind ein aufgeklärt Mann. Wie? sollte die Umwälzung alles Wissens ganz ohne Einfluß auf die sittlichen Grundsätze geblieben, sollten die alten ethischen Ideen nicht auch veraltet sein?“

„Es gibt Sittengesetze, welche ewig sind.“

„Wollen Sie mir sie nennen? . . . Alle Ideale der Menschheit erwiesen sich wandelbar, keine religiöse Weltanschauung war noch von Dauer. — Jetzt stehen wir wiederum vor einer Krise, und da ich an das Alte nicht mehr glaube und aber kein Prophet bin, um das Neue vorauszusehen, so gab ich meinem Kinde eine exacte Erziehung.“

„Wenn Sie nur glücklich damit wird.“

„Wenn nicht, so kann sie das Unglück ertragen, da sie weiß, daß Alles Zufall, Mummenschanz und Pöffe ist. Der Zufall spielt mit uns; gut denn, nehmen wir's auch mit ihm nicht ernst!“

„Wenn Alle wie Sie dächten —“

„Davor haben Sie keine Furcht! Die Blinden und Schwachen werden immer die Mehrheit sein.“

„Sie sind ein Revolutionär.“

„Ja, aber einer, wie jede Regierung sie brauchen kann.“

Burg steht auf. „Ich werde Ihre Memoir lesen,“ spricht er, „und Seiner Excellenz heute noch Bericht erstatten. . . Es wäre möglich, daß ich schon morgen die gleiche Reise wie Sie mache — und meine Instruction,“ jetzt er lächelnd hinzu, „wird Nichts gegen einen Besuch auf der Helmburg einwenden. Das erlaubt der tartarische Vater doch, daß ich Fräulein Waldemar von ihm grüße?“

„Der Gruß wird ihr durch den Boten süß,“ entgegnete der Andere mit einer leichten Verneigung.

„Wie verstehen Sie das?“

„Glauben Sie denn, daß meine Helene in der Gesellschaft der Holberge sich wohl fühle?“

„Und doch haben Sie dieselbe für sie gesucht?“

„Die Gelegenheit zum Glück hat nicht immer ein freundliches Gesicht.“

„Also ehrgeizig sind Sie doch! . . . Und so hat denn auch der Schlimmste ein Häkchen, das ihn aus große Ganze knüpft.“

Waldemar sieht den Rath mit den Augen zwinkernd an, als wenn er etwa sagen wollte: Ein Haruspex muß das Lachen bezwingen, wenn er den andern sieht.

Dann trennen sich die Beiden. . . .

Burg bleibt in düsterner Stimmung zurück. Was soll aus dem Kinde eines solchen Vaters werden? fragt er sich, und die holde verführerische Gestalt Helenens steigt lebendiger denn je vor seiner Seele auf. . . „Und doch,“ ruft er verweifelungsvoll, „ist Ihre Schule nicht auch die meine? Was glaube, liebe, hoffe denn ich?“

Er tritt vor die Büste seines Chefs. Ein Schimmer des Sonnenballs, welcher gluthroth im grauen Gewölk über den gegenüberliegenden Häusern steht, färbt den Marmor, allein an den Abendfrieden erinnernd, denn in den Straßen tönt das Menschengetöse ununterbrochen fort.

(Fortsetzung folgt.)

### Wirthschaftsplaudereien.

Ein Hausmittel wider den Schnupfen. Husten und Schnupfen, die unerwünschten Befästiger einer empfangenen Erkältung, gehören zu den kleinen Leiden, welche so uncivilisirt sind, nur civilisirte Menschen — aber diese ausnahmslos — zu befallen. Gegen Erkältungen, welche schroffer Temperaturwechsel hervorruft, lassen sich bestimmte Schutzvorkehrungen nicht treffen, und es scheint so, als stecke in dem wie Heine sagt „göttlichen“ Schnupfen ein Stückchen Dämon, denn je sicherer wir uns vor demselben verbarikadirt zu haben wähen, um so leichter und unbegreiflicher weiß er den Weg zur Nase zu finden und seinen Regierungsantritt dadurch anzukündigen, daß er den Kopf zu einer ebenso gehorsamen, als geräuschvollen Verbeugung zwingt, ein Compliment, welches in früherer Zeit mehr noch, als jetzt, mit dem Rufe „Gott helf!“ begrüßt wurde.

Wer an Abhärtungen des Körpers gewöhnt ist, sich kalt wäscht und badet, sich nicht zu warm kleidet und viel im Freien sich bewegt, der bietet dem ungerne gesehenen Gast, Katarrh genannt, ein wenig wohlthätiges Heim; um so wohler läßt sich's daher der Katarrh beim Stubenmenschen sein. So ein blühender Schnupfen dehnt seine Herrschaft meistens nicht allein auf die Schleimhäute der Nase und Stirnhöhle aus, sondern zieht mehr oder weniger die Schleimhäute der Mundhöhle, des Kehlkopfes und der Luftröhrenäste (Bronchien) in Mitleidenschaft und fügt so dem Uebel Heiserkeit und Husten hinzu. Wir beabsichtigen nicht näher auf die Ursachen, Erscheinungen und Ausfichten eines solchen Katarrh, den jeder aus Erfahrung kennt, einzugehen, noch eine Aufzählung der dabei gewöhnlich angewendeten und empfohlenen Urakten, alten und neuen Mittel — vom Einathmen des heißen Fliedertheedampfs ab bis zum Ausschöpfen einer schwachen Lösung von übermangensaurem Kali — zu geben, sondern wollen uns heute auf die Empfehlung eines neuesten Mittels beschränken, welches, wie eine mehrmonatliche vielseitige Erfahrung ergeben hat, wirklich ganz vortreffliche Dienste leistet. Wir meinen die Anwendung eines von Dr. Hager zuerst empfohlenen Niesmittels aus Carbonsäure und Ammoniak. Dr. Hager gibt dazu folgende Vorschrift: 5 Gramme Carbonsäure, 6 Gramme Salmiakgeist, 10 Gramme destillirtes Wasser und 15 Gramme höchst rectificirter Weingeist werden gemischt und in ein zur Hälfte mit Asbest gefülltes Fläschchen gegossen, so zwar, daß der Asbest von der Flüssigkeit durchdrungen wird, und letztere nicht darüber steht. Statt des Asbestes könnte ebensogut ein Schwämmchen genommen werden, da nur verhitet werden soll, daß die Carbonsäure beim Aufsteigen direct mit der Nase in Berührung kommt, und so leicht eine Röhung und Entzündung der Haut verursachen würde.

Es ist durchaus nicht nöthig, daß man sich an das oben gegebene Recept binde, ein Stückchen Hirshhornsalz mit einigen Tropfen Carbonsäure und Salmiakgeist durchseuchtet thut dieselben Dienste, auch läßt sich der Geruch der Carbonsäure unbeschadet ihrer Wirksamkeit durch ätherische Oele verdecken, und so kann sich, wer ein Fläschchen mit englischem Niesalz besitzt — jede Apotheke und jeder Parfümerieladen führt diese Fläschchen — durch Auftröpfeln einiger Tropfen Carbonsäure auf das parfümirte Niesalz sehr leicht selbst das neue Mittel wider den Schnupfen herstellen. Nur sei man in der Wahl der Carbonsäure vorsichtig. Die gewöhnlichen und auch die meisten der gereinigten Sorten Carbonsäure haben einen höchst unangenehmen brenzlichen Nebengeruch, den die chemisch reine Carbonsäure, wie sie Calvert in Manchester und Schering in Berlin fabriciren, durchaus nicht zeigt. Dieser Neben-

geruch ist eben nur eine unwillkommene Beigabe, welche im Uebri- gen die Wirkung der Carbonsäure nicht beeinträchtigt.

Das neue Schnupfenmittel ist durchaus unschädlich und wird nach dem Grade des Katarchs mehr oder weniger oft gebraucht; es beschleunigt sehr rasch bei einem beginnenden Katarch die leichte Absonderung des Schleimes sowohl der Nase als der Luftwege und wird selbst bei chronischem Bronchialkatarch und bei Asthmaanfällen bald Erleichterung schaffen. Dr. Hager glaubt, daß das Mittel auch bei Keuchhusten Dienste leisten würde, so bald die Kinder es verständen, den Dunst der Mischung tiefaufzuathmen, und in der That hat man früher schon Dämpfe einer ammoniakali- schen creosothaltigen Theersüßigkeit (Gazéol) mit Erfolg bei Keuchhusten verwendet. Schließlich wird das Mittel auch als Vor- beugungs- und desinficirendes Mittel bei Diphtheritis (Nachen- bräune) namentlich denen zu empfehlen sein, welche genöthigt sind, an Diphtheritis Leidende zu pflegen.

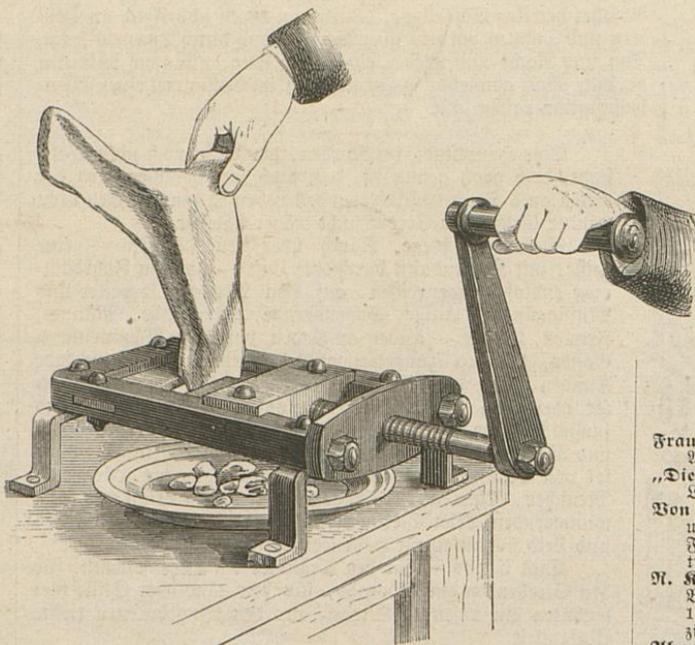
Mögen diese Zeilen dazu beitragen, dem neuen Schnupfen- mittel, welchem der gelehrte Name „olfactorium anticatarrhoi- cum“ gegeben ist, eine recht weite Verbreitung zu geben, wir zweifeln nicht daran, daß die Leserin, welche sich im Besitz desselben befindet, in unserer verschmupften und katarchialischen Zeit recht oft Gelegenheit haben wird, sich auf den Ruf „Nachbarin, Euer Fläschchen!“ hilfreich gegen den Gamin der Leibesübel, den Schnupfen, zu erweisen.

Ein Haushaltungs-Knochenbrecher und über den Nährwerth der Knochen. Bis jetzt fehlte es vollständig an einer Vorrichtung, welche ohne großen Kostenaufwand gestattete, den so überaus nahrhaften Inhalt der Kno- chen, das saftreiche Mark, das reichlich Gelatine abgebende Zellengewebe zu gewinnen, ein Bedürfnis, welches in der Neuzeit dadurch noch bedeutend grö- ßer geworden, daß der Consum von Liebig'schem Fleischextract einen so erheb- lichen Aufschwung genommen hat und sich die vorrefinirtesten Kraftsuppen ohne weiteres Zutun von Fleisch aus Fleischextract und zermalnten Kinderrö- chen herstellen lassen. Der bestehend abgebildete Apparat (Hancock's Patent), auf unsere Veranlassung vom Herrn Hoflieferant Cohn in Berlin einge- führt, hilft dem gedachten Mangel ab; der Apparat wird sich in jeder größe- ren Haushaltung in wenig Monaten bezahlt machen. Der Knochenbrecher besteht aus einem starken eisernen Rahmen, dessen Röhre durch Aufschrauben an einen Tisch, eine Bank oder einen Block befestigt werden. Durch die eine Seite des Rahmens geht eine mit starkem Schraubengewinde versehene Stange mit Kurbel zum Drehen. Die Stange hält am anderen Ende ein bewegliches, sehr starkes Stahlmesser, welches gegen ein gegenüberstehendes festes Stahl- messer getrieben werden kann. Auch der stärkste Wirbel- oder Schenkelknochen des Kindes, zwischen die Stahlmessen gebracht, läßt sich durch Drehen der Kurbel mit leichtestem Kraftaufwand zersägen. Dreht man an der Kurbel in der verkehrten Richtung, so fallen die zerkleinerten Stücke herunter, dann wird wieder rechts herumgedreht u. s. w., bis die betreffenden Knochen fertig zermalmt sind.

Werden Knochen ganz oder zerleinert längere Zeit mit Wasser auf ge- wöhnliche Weise oder unter Druck ausgekocht, so erhält man eine Knochen- gallerte, die wir getrocknet als Gelatine (weißen Feim) kennen. Vor nahezu einem Jahrhundert sah man die Kumpford'schen Suppen als ganz besonders nahrhaft wegen ihres Gehaltes an Gelatine, erhalten durch Auskochen von Knochen im Papin'schen Dampfcochtopf, an. Spätere Untersuchungen haben gezeigt, daß diese Knochengallerte durchaus nicht die gerühmte Nährkraft der Kumpford'schen Suppen besitzt, ja man hat der Gallerte sogar jeden Nähr- werth abgesprochen und sie schwerverdaulich gefunden. Vergleicht man damit die Thatfache, daß Thiere, z. B. Hunde, wenn man ihnen statt des Fleisches ungekochte Knochen gibt, bei völlig guter Ernährung bleiben, auch wenn sie keine andere stoffhaltige Nahrung erhalten, so trifft man auf einen schein- bar ungelösten Widerspruch. Diesen Widerspruch gelöst zu haben ist das Verdienst der französischen Forscher Chevreul, Dumas, Fremy u. welche nachwiesen, daß das gelatinegebende Zellgewebe des Knocheninnern, das Ei- weiß, keinen Weim, sondern einen Stoff enthält, welcher erst durch länge- res Kochen mit Wasser in Weim (Gelatine) übergeführt wird (gerade so wie sich Stärke durch längeres Kochen mit saurem Wasser in Zucker um- bildet), und daß das Weim seinen gan- zen Nährwerth behält, wenn man es nur ganz kurze Zeit kocht, so daß es eben weich wird. Von dieser Entdeckung hat man während der letzten Belage- rung von Paris ausgedehnten Gebrauch gemacht, und es wurden leicht gelassene oder gesüßerte Gerichte à l'osseime als leicht verdaulich und wohlfeil gesucht. Aus dem Vorstehenden erhellt, welcher schätzenswerthen Nahrungsmittelquelle sich die Hausfrau begibt, wenn sie, in einer Zeit, in welcher die Fleischpreise ohnehin in beständiger Steigerung be- griffen sind, die Knochen ungenützt fort- wirft oder nur unvollkommen ausnützt, und welchen Werth eine Vorrichtung wie der beschriebene Knochenbrecher für größere Haushaltungen besitzen muß.

Jede Hausfrau weiß, daß wenn man eine gute starke Bouillon haben will, man auf ein genießbares Suppen- fleisch verzichten muß; Viebig'sches Fleisch- extract in Verbindung mit dem Mark und Weim der Knochen machen das Suppenfleisch überflüssig und erhalten der Hausfrau das Fleisch zu kräftigem Kochfleisch oder Braten. Anstatt von Viebig selbst gibt in einer Abhandlung „über den Werth des Fleischextracts für Haushaltungen“ wörtlich folgende Vorschrift zu einer Suppe aus Fleisch- extract: „Man nimmt 2,2 Liter (2 Quart) Wasser, setzt 250 Gramm (½ Pfund) grob zerschlagener Knochen (am besten von Wirbel- oder Schenkelkopfknochen oder statt der Knochen, welche frisch vom Metzger genommen ebensoviele wie das Fleisch kosten, 33 Gramme (2 Loth) Och- senmark hinzu, ferner die Suppengemüse, die man gerade zu Hand hat (ein Stück gelbe Rübe, weiße Rübe, Lauch, Sellerie, Zwiebel, ein paar Weizkohlblät- ter u.) und kocht bis zum Weichwerden der Gemüse, wozu etwas über eine Stunde genügt, man nimmt alsdann die Knochen aus dem Kochgefäß heraus und setzt 20 Gramme (1 1/4 Loth) ameri- kanischen Fleischextract und die nöthige Menge Salz hinzu; damit ist die Suppe für sieben Personen fertig; das Fleisch, welches sonst dazu dient, hat man als Braten obendrein. Man muß sich ganz besonders vor einem größeren Zusatz von Fleischextract hüten und sich genau an die Vorschrift halten, da sonst die Suppe einen strengen Geschmack erhält, der minder angenehm ist.“

Es sei bei dieser Gelegenheit auf ein kleines bei Bierweg und Sohn in Braunschweig (1870) erschienenes Schrif- ten von Henriette Davidis, betitelt „Kraftküche von Liebig's Fleischextract“, verwiesen, welches in über hundert Küchenrecepten für Reich und Arm den Fleischextract verwerthen lehrt. Der oben beschriebene „Knochenbrecher“ ist im Magazin des Hoflieferanten Cohn in Berlin, Hausvogtstraße, zum Preise von 10 Thalern vorräthig.



Haushaltungs-Knochenbrecher.

### Räthsel.

(Frisch.)

Eine hohe, schneeweiße Dame,  
Ohne Leben und Leuchte am Tage bin ich,  
Ein Mägdelein mit strahlender Krone  
Geschmückt in dem nächtlichen Dunkel bin ich.

Eine Dame ohn' Herz, — am Tage  
Gefühllos, zum marmornen Bilde verstein' ich,  
Doch unter dem Schleier der Dämmerung  
Erglühend, die heißesten Thränen wein' ich.

Im großen, hellglänzenden Lichte  
Verlassen und einam, still harrend steh' ich,  
Im kleinen schwingt auf sich zur Klarheit  
Die Seele, in Glorie sterbend vergeh' ich.

G. H. Armius.

### Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Morgenrock von pensée Kaschmir, vorn mit pensée Knöpfen geschlossen, am unteren Rande mit einem getollten Volant, im Uebrigen mit einer Rüsche von pensée Kaschmir garnirt.  
Figur 2. Kleid mit Tunita von grauer Popeline mit schwarzen Sammetröllchen garnirt; Knöpfe von gleichem Stoff.  
Figur 3. Kleid von blau und weiß carrirtem Far- tan, mit zwei blau passisirten Blenden von gleichem Stoff gar- nirt, Fäcchen von weißem Velours mit Nevers und Knöpfen von blauem Sammet.  
Figur 4. Promenadenanzug von schwarzem Gros- grain, mit schwarzem Sammetband und schwarzer Seidenfranse ausgestattet. Dem Rock ist ein breiter in Falten gereihter Rolant angelegt. Gut von schwarzem Seidentüll mit Spitze, Grosgrainband und Blumen garnirt.

[28.417]

### Correspondenz.

- Frau Therese in D. Wollen Sie uns die Arbeit mit Angabe Ihrer vollen Adresse zur Ansicht einsehen.
- „Die Arbeitstunde.“ Wenden Sie sich an den Victoria-Bazar in Berlin, Leipzigerstraße 92, oder an D. M. Reimann, Leipzigerstraße Nr. 102.
- Von der dänischen Grenze. Als Hausjäckchen empfehlen wir Ihnen das unter Abbildung Nr. 43 und 44 auf Seite 255 des Bazar von 1871. Für kleinere Gesellschaften dürfen Sie eine Pelertine oder ein Mantelset tragen.
- M. K. in Danzig. Den Java-Canevas in der zur Bettdecke erforderlichen Breite (168 Centimeter) erhalten Sie den Meter zum Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. in der Tapissier-Manufactur von B. Sommerfeld, Berlin, Leipzigerstraße Nr. 42.
- Abonnetin J. In Bezug auf Paletots und Kleidergarnituren müssen wir Sie auf die Abbildungen des Bazar verweisen. Das Grau zur Toilette für Halbtouren muß natürlich eine Mischung von Schwarz und Weiß, das sogenannte Silbergrau sein. Einen Strohhut zur Halbtouren können Sie mit schwarzem Band und schwarzer Spitze garniren. Moderne weiße Unterröcke brachte der Bazar von 1871 auf Seite 386.
- L. v. M. Ueber Petroleum-Kochapparate werden wir Ausführliches bringen.
- Z. K. in Oberst. E. Jäger. „Der immer blühende Garten.“
- Brennfeld. Alles zur rechten Zeit und am rechten Ort. Der Frack ist das Gesellschaftskleid. Man trägt daher bei Vormittagsbesuchen nie- mals den Frack.
- Ch. N. Frister und Hofmann in Berlin.
- v. B. in M. Spindler's Färberei in Berlin.
- Blauäugige Athene in Remagen. Redactionsgeheimniß.
- Zehnjährige in D. Das richtet sich nach dem Geschmack und nach den Mitteln. Original-Delegirte oder Copien, Kupferstiche oder Photogra- phien? Nr. 2. Avar nicht „unerhört“, aber unerlaubt.
- Trene. Dergleichen Bücher sind wohl mehrere erschienen, aber feins, das rückhaltlos empfohlen werden könnte.
- G. M. in W. In Berlin sind bunte Thee- und Kaffeetücher wohl nur Ausnahme.
- L. v. L. E. N. Engelhard hier, An der Schlenke Nr. 13. — Wir warnen Sie, sich über diesen Gegenstand aus Büchern und Broschüren Rath zu holen.
- G. B. Trebnitz. Prof. Daniel Sanders, Orthographie; Gibau, deutsche Schul-Grammatik.
- G. G. Wir bitten um Adresse, um das Manuscript zurückstellen zu können.
- B. M. J. in Ungarn. Der Erfinder der Schießbaumwolle, Professor R. Wätter, lebt in Frankfurt a. M. und wohnt in der Seilerstraße daselbst.
- Abonnetin in L. Wir kennen Teher's Tinte ihrer Zusammenstellung nach nicht, vermögen Ihnen deshalb auch keinen Rath zu geben, wie Sie mit dieser Tinte gemachte Flecken, welche den gegen Eisenflecken angewendeten Mitteln nicht weichen wollen, zu ent- fernern vermögen.

A. H. Am besten hat sich bis jetzt die Lamb'sche Strickmaschine bewährt; zu beziehen ist dieselbe durch Bier- nachh in Hamburg. Die Württem- bergische Centralstelle für Handel und Gewerbe (Director Dr. v. Steinbeis) in Stuttgart wird Ihnen bereit- willig über die Leistungsfähigkeit und Anwendbarkeit der Lamb'schen Maschine Auskunft ertheilen.

Mädchen am Oberstrand. — H. B. in H. — Marie Z. in W. Das Haarfärbemittel Krinodrom erhalten Sie bei G. J. Warthol in Berlin, Fruchtsstraße Nr. 58.

Zwei Freundinnen in S. bei T. Sie können das genannte Werk durch jede Buchhandlung beziehen.

Verherrlichen in Bern. Die Lage der deutschen Autoren hat sich aller- dings — und Gott sei Dank! — in neuerer Zeit etwas gebessert. Dies aber an Beispielen nachzuweisen, ist hier nicht der Ort. Wir müssen daher auf das uns zugebacht Schiedsrichter- amt verzichten.

Abonnetin in Pest. Englisch, sowie französisch nach der Doussaint-Langen- scheidt'schen Methode, in Vriesen. Singen aber wird Sie wohl ein Leh- rer lehren müssen.

M. v. B. Der Erwähnte lebt, soviel wir wissen, in Hufum (Schleswig). Wegen des Portraits wenden Sie sich an irgend eine Buch- oder Kunsthand- lung.

Helene. Das Dunkelwerden der Haare bei erwachsenen Personen kommt nur selten vor; ein Mittel, die Färbung zu verhindern, gibt es nicht.

Anna. Gegen die Rösche der Nase ge- brauchen Sie das von uns kürzlich angegebene Mittel, bestehend aus warmen Umschlägen mit Essig und Maun. — Kleienwasser bereitet man, indem man Kleie lose in ein Leinen- säckchen füllt und dies dann in war- mem Wasser hin- und herbewegt und ausdrückt.

A. M. in B. In Girzel's Toiletten- chemie, 2. Auflage, Verlag von J. J. Weber in Leipzig, und durch jede Buchhandlung zu beziehen, finden Sie zahlreiche gute Vorschriften zu Pom- aden und Parfüms.

G. D. Jedes Zerren der Haare, also auch das tägliche zu feste Wickeln der Locken, wird dem Kopfhaare auf die Dauer schädlich.

L. Z. in Graz (Steiermark). Weiße Seide erscheint nach dem Waschen in Benzin (chemische Reinigung) wie- der wie neu, oft wird sie dann noch gebläut.

Catinka und Wilhelmine. Das über- farbte weißseidene Halstuch können Sie nicht wieder entfärben, es bleibt nichts übrig, als dasselbe färben zu lassen. — Wegen des Magenübel's müs- sen Sie schon einen Arzt konsultiren.

M. K. Wenn es überhaupt durch Wie- derauffärben beziehungsweise Entfär- ben des todtten Haares gelänge, den ursprünglichen Farbenton desselben wieder zu erlangen, was wir im vor- liegenden Falle bezweifeln, so könnte dies doch nur durch einen mit dem Haarfarben vertrauten Friseur ge- schiehen.

